Hopf

L. eleg. m.

1327 m

Theater Humoresken.



von

A. Hopf

mit vielen Beiträgen

von Carl Helmerding

Theater-Humoresken.

Herausgegeben

von

A. Hopf.

Mit Beiträgen von C. Helmerding.

Berlin, 1870.

Verlag von Reinhold Schlingmann.

Inhalt.

Das erste Café-chantant Berlins.

(Vor vierzig Jahren.)

Wenn Jemand heute das „Ballhaus“ in Berlin besucht, fühlt er sich fast geblendet von der Menge der Kronen, Lustres und Gassterne, die sich durch riesige Spiegelwände verhundertfachen; mit Vorsicht muß der Besucher seine Schritte lenken, um auf dem hell und glatt polirten Parquetboden nicht zu Falle zu kommen. In den Nebensälen rauschen und plätschern die Fontainen, schwere Damast-Vorhänge verhüllen die traulichen Nischen und rufen dem indiscreten Lauscher ein strenges „Bis hierher und nicht weiter!“ zu.

Die lieblichen Klänge des Orchesters, dazwischen das Knallen der Champagner-Pfropfen, das Vorüberschweben der tanzenden Paare, das Lachen und Gläserklingen neben, über und unter uns — dies Alles bildet

ein Conglomerat von Eindrücken, die die Sinne, selbst des strengsten Moralisten, gefangen nehmen und ihm die Außenwelt, mit allen ihren Plackereien, wenigstens auf Stunden vergessen machen.

Der Schöpfer aller dieser Herrlichkeiten, der Wirth des Ballhauses, erscheint in nobelster Toilette, den goldenen Kneifer auf die — nicht zu kleine — Nase gedrückt, und bildet gewissermaßen den Mittelpunkt, die Axe, um die sich hier Alles dreht.

Um das Residenz-Publikum von heute anzulocken und zu fesseln, bedarf es des ausgesuchtesten Luxus, der raffinirtesten Erfindungsgabe heller Köpfe, denn die höhere Gesellschaft ist zum großen Theil blasirt, der Geschmack überreizt — Paprika hat nur noch Kraft zum Beizen.

Versetzen wir uns nun einmal zurück in die sogenannte „gute, alte Zeit!“

Wie sah es vor vierzig Jahren in diesen, heute so brillanten Räumen aus? Wie amüsirte man sich hier vor einem halben Jahrhundert?

Den Hauptsaal bildete ein längliches Viereck, mit angequalmten Tapeten, die Beleuchtung war trübe, ein Balcon, zu dem eine schmale, finstere Treppe führte, und Logen reihten sich um den ganzen Saal. Das Orchester lag tief, vor demselben erhob sich ein Podium — „Schaffot“ nannten es die Berliner —

auf welchem Quadrillen, Stelzentänze, Scenen aus Comödien und so weiter, „abgethan“ wurden.

Eigenthümer und Wirth jenes Locals war der, damals weit bekannte, wenn auch nicht besonders berühmte „Vater Gräbert“, der als Gyps- und Wachsfigur, in Ton und Holz, als Streichholzmann gebildet, wie heute die Herren Müller und Schultze, auf allen Jahrmärkten für wenige Groschen zu kaufen war.

Auf einer Ausstellung im Jahre 1830 wurde ein Oel-Bild gezeigt: „Vater Gräbert, Rede haltend,“ das großen Zulauf hatte.

Der Vater hatte für die leibliche Nahrung seiner Gäste Sorge zu tragen; das geistige und künstlerische Wohl derselben lag in der Hand des Sohnes, der in der ganzen Stadt nur „Louis“ genannt wurde.

Gräbert junior war groß im Arrangiren von Tänzen, im Stelzenlauf und Voltigiren; ganz besonders aber im — Hinauswerfen von unliebsamen Persönlichkeiten.

Dieses Künstlers höchster Ehrgeiz lag daran: auffallend zu erscheinen und von sich reden zu machen. Zu diesem Zwecke fuhr er in einem Cabriolet, bespannt mit einem weithin leuchtenden Goldfuchs; er selbst, in einem papageygrünen Rock, mit rosa Futter ge-

kleidet, machte, vom hohen Olymp des Kutscherbockes herab, den Rosse-Lenker.

Wenn er in solchem Aufzuge durch die Straßen fuhr, rief Alles lachend: „Platz Berliner, Louis kommt!"

Diese Popularität, in die sich später der bekannte „Pietsch" und „Vater Wrangel" theilten, erfreute ihn außerordentlich.

Die Mutter des jungen Mannes, „Madame Gräberten" (die Schwiegermutter der jüngst verstorbenen „Mutter Gräbert", Louis' nachmaliger Frau), war eine sehr corpulente Frau, die sich in ihrem fünfzigsten Jahre noch für unwiderstehlich hielt.

Ihre Toilette stand Vormittags unter dem Niveau der ihrer Köchin; Nachmittags und Abends dagegen war die Dame gehüllt in theurem Atlas, der Hals umwickelt mit einer schweren goldenen „Erbskette", alle Finger beringt, und in den Ohren blitzten Brillanten.

War die letzte Nadel an ihren Putz gesteckt, dann mußte sie „Louis" durch die belebtesten Straßen Berlins, gewissermaßen als Schaugericht, spazieren fahren.

Wenn sie so „hochaufgemöbelt" vor ihrem Gatten erschien, pflegte dieser zu sagen: „Als üch noch

Naschmacher-Gösölle war, und Du müt Apfelsünen handeltest, güngest Du vül eunfacher!"

Solche Worte entfachten aber gewöhnlich einen Brand in dem Gemüth der stolzen Dame, und nicht selten kam es zu unliebsamen Erörterungen, nach deren Beendigung die zehn Finger der Gemahlin in dem Toupet des Gemahls oft wundersame Frisuren zurück ließen.

Bei ihren Vergnügungs-Ausflügen liebte es Madame, recht viel Gefolge hinter sich zu haben; sie nannte das ihre „Schwiete."

Da sie bei solchen Gelegenheiten mit freigebiger Hand „ponnirte", so war es kein Wunder, daß die „Schwitiers" sich zahlreich einfanden. Aber ihr Reichthum mußte anerkannt werden, sonst gerieth sie in Zorn.

So saß sie eines schönen Sommertages in einem öffentlichen Garten zu Pankow, umgeben von großer Gesellschaft; den Tisch bedeckte eine Batterie von zwanzig bereits geleerten Flaschen. Da erscheint der Kellner, um den Tisch zu räumen.

„Was soll da werden?" fragte Madame Gräbert strengen Blickes.

„Ich will nur die leeren Flaschen fort nehmen, Madame," erwidert der Kellner, sehr devot.

„Ich kann Ihnen Shawls bis zu hundert Thalern vorlegen, wenn Ihnen der Preis nicht zu hoch ist,“ sagte schnell der Kaufmann.

„Mir der Preis zu hoch? — Haha! — Zeigen Sie!“ Und nicht lange wählend, legt sie eines der kostbaren Tücher bei Seite, sprechend:

„Diesen Schall will ich haben, der gefällt mich; Nachmittag hole ich ihn ab. Adjeu!“

Nach diesen Worten schreitet sie fürbaß.

Der Commis legte, ärgerlich ob der nutzlos vergeudeten Zeit und Mühe, die Shawls wieder in ihre Fächer und wurde dann anderweitig in Anspruch genommen.

Nachmittag, gegen fünf Uhr, hält vor dem Laden ein elegantes Cabriolet, ein Herr in einem papageygrünen Rock mit rosa Futter lenkt das Gefährt, eine Dame in reicher Toilette entschwebt dem Phaeton und tritt in den Laden, mit den Worten beginnend:

„Da bin ich, um mir meinen Schalltuch zu holen, den ich Vormittag gekauft habe.“

„Ah, sehr erfreut, gnäd'ge Frau! — Hier ist das Tuch.“

Der Titel „gnäd'ge Frau!“ dämpfte in Etwas den Unmuth der Erzürnten; aber der Aerger kochte doch noch in kleinen Blasen nachträglich auf.

„Hier sind die hundert Thaler für den Schall!“

Hier springt die Dame auf, stützt beide Hände in die Hüften und ruft zornentbrannt:

„Was? die leeren Flaschen wegnehmen? — Zurück, Sklave! — Die Leute, die hier vorüber gehen, sollen wohl denken, die Gräberten hat nichts verzehrt?" —

Ein lautes Bravo der Suitiers lohnte ihr für diesen Bravour-Akt, während der Kellner mit eingezogenem Kopfe, aber heimlich lachend, davon schlich.

Ein anderes Mal erscheint die Dame, in sehr bescheidener Toilette, Vormittags in einem der ersten Manufactur-Geschäfte an der Schloßfreiheit und verlangt einen „Schall" zu kaufen.

Der Commis sieht sich die unscheinbare Käuferin mit einem schnellen Blicke von unten herauf an und legt ihr ein Tuch für zehn Thaler vor.

Madame Gräbert hat aber den indiscreten Blick des jungen Kaufmanns wohl bemerkt und sofort den Entschluß gefaßt, den „Ladendiener" für seine Impertinenz zu strafen.

„Das ist ja eine armselige Handlung!" spricht sie mit geringschätzender Miene, „die eine Dame von Stande „Umschlage-Schälle" für zehn Thaler vorlegt. Da muß ich mir schon weiter bemühen."

Das Renommé der Handlung mußte gerettet werden.

sagte sie, das Geld nachlässig hinwerfend, „und hier ist noch ein Thaler Biergeld for Ihnen. Sie dachten wohl, ich könne solch Tuch nicht bezahlen? — Haha! — Was kostet hier die ganze Bude, Sie mit inbegriffen? — Solche Kleinigkeit gebe ich meinem Hausknecht zu Weihnachten.“ Und mit erhobener Stimme setzte sie hinzu: „Ich bin nämlich die Gräberten, damit Sie's wissen; in der Waldemarstraße, das ist mein Lacal. Merken Sie sich das!“

Und stolz, wie die schottische Marie vor der blutdürstigen Elisabeth, verabschiedet sie sich von dem „Ladendiener“ und fährt in Louis' „Kabberjolet“ nach Hause.

Indeß ist der Abend heran gedämmert, die Kasse wird geöffnet und eine wahre Völkerwanderung hält ihren Einzug in die rauchigen Räume, denn ein „Benefiz für Fräulein von Schartmann“ kündet ein großer Zettel an den Straßenecken.

Fräulein von Schartmann war eine grazieuse Blondine und keiner Grausamkeit gegen das Männer-Geschlecht fähig. Die Zahl ihrer Verehrer war daher so ziemlich Legion.

Das Publikum am Montag — dem Haupttage, an dem die theatralischen Vorstellungen statt fanden — recrutirte sich, in seiner Mehrheit aus Studirenden, Beamten, Künstlern, Kaufleuten, allerhand dunklen

Existenzen und auch manch Prinzlein im schlichten Oberrock stand in einer schattigen Ecke des Saales, um einiger Bröcklein des „schauderhaften Ulks" theilhaftig zu werden.

Der damalige Schauspieler, jetzige Hofrath Herr Louis Schneider, war montäglicher Stammgast, und Prinz X. war in der Damen-Garderobe beim Ankleiden sehr oft behülflich.

Nachdem das Local in allen seinen Räumen gefüllt ist, ertönt aus dem wirren Gesumm plötzlich der laute Ruf: „Dessauer!" — Das ist das Allarmsignal. Alles brüllt nach: „Dessauer! Dessauer!" und der Sturm legt sich nicht, bis die Trompete das bekannte: „So leben wir alle Tage!" sammt dem obligaten Piston-Triller dreimal herunter geschmettert hat.

Jetzt schweigt die Musik. Von den ausübenden Künstlern läßt sich noch Niemand auf dem „Schaffot" sehen — die Langeweile fängt wieder an, Platz zu greifen.

Da tönt von der dunklen Treppe, die zum Balcon führt, ein angstvoller Mädchenschrei, und durch die tabakgeschwängerte Luft kommt Etwas geflogen. Dieses Etwas fällt in's Parquet, von da wird es auf die Bühne geschleudert, ein „Kunstgehülfe" spedirt es auf den Balcon, und von oben herab sendet man das Etwas wieder in's Parterre.

So fliegt das unbekannte Ding, unter allgemeinem Hurrah! eine Viertelstunde nach allen Richtungen, bis endlich ein Neugieriger es festhält, es einer genauen Inspection unterwirft und danach Allen männiglich zu wissen thut, daß es ein, dicht am Kopf abgeschnittenes Menschenohr sei, das einer der Herren Mediciner dem Mädchen, im Vorübergehen, in die Hand gedrückt hatte.

Das Publikum lacht; aber dem „Vater Gräbert" geht dieser „Ulk" doch über die Hutschnur.

Er erscheint auf dem „Schaffot" mit einem Gesicht, so glühend, wie die schneebedeckte Kuppe des Pilatus in der Culmination des Alpenglühens.

„Meune Hörren!" beginnt er mit krähender Stimme —

Das ist es, worauf die ganze Gesellschaft von Anfang sehnsüchtig gewartet hat: auf eine Rede vom Vater Gräbert.

Von allen Seiten ertönt es jetzt:

„Still da! Hören wir den Anton aus der Mark, oder den Mark Anton!"

„Der Cäsar war ein Tyrann! — Auf's Forum!"

„Vater Gräbert ist der bravste Mann in Rom."

„Mich dünkt, in seinen Reden ist viel Grund."

„Les't das Testament!"

„Prieschen gefällig, Brutus?"

„Meune Hörren!“ beginnt der Gehöhnte durch den Tumult auf's Neue.

„Schließt einen Kreis um ihn!“

„Zurück vom Sarge! Weg von der Leiche!“

„Ruhe für den Antonius!“

Und so geht das Durcheinanderschreien weiter.

„Meune Hörren!“ setzt er zum dritten Male an, „dü Hörren, die solche Streuche mit abgöschnüttenen Ohren vörübt haben —“

„Sie waren Bösewichter! Mörder! Steckt ihre Häuser in Brand!“

„Das Testament des Cäsar! — Ruhe! — Auf's Rostrum!“

Mit hoch geschwollener Zornader springt nun Vater Gräbert auf einen Tisch, nimmt die letzte Kraft seiner Lunge zusammen und schreit heraus:

„Meune Hörren! Sie sind alle dumme Jungen!“

Ein unauslöschliches Gelächter folgt dieser demosthenischen Stilprobe. Im Nu haben einige kräftige Jünglinge, aus dem gesegneten Lande der Westphalen, die sich hier „Studirens halber“ aufhalten, das Orchester übersprungen, und mit einem kühnen Salto mortale stehen sie plötzlich auf dem Schaffotte, neben dem Rednertisch des Vater Gräbert. Rasch heben Zwei den heftig Zappelnden auf ihre Schultern und marschiren mit ihm, nach dem Takte der Melodie des

Dessauer Marsches, begleitet von dem sechshundertstimmigen Gesange: „So leben wir alle Tage!" auf der Bühne herum, wonach sie ihn mit der größten Zuvorkommenheit — in den Souffleurkasten absetzen.

So amüsirten sich die Berliner vor vierzig Jahren im heutigen Ballhause.

Eine Theater-Agentur.

Wenn Berlin an Allem Mangel haben sollte, an Theater-Agenturen keineswegs. Diese sind, in Betreff ihrer Thätigkeit, in fast eben so viele Klassen zu theilen, wie die Theater selbst. Die bedeutendsten, Röder und Michelson, befassen sich nur mit Engagements und Gastspielen für Hofschauspieler und Künstler ersten Ranges; nach Röder kommt A. Entsch, der Nachfolger A. Heinrich's, des eigentlichen Gründers der Theater-Agenturen; dann Waldemar Bloch, Louis Fränkel, Robert Linderer, Emil Neumann, neuerer Zeit auch Dr. Thiele, der Eigenthümer des „Publicist", dessen Agentur einen raschen Aufschwung zu nehmen scheint. Ist ein Schauspieler ohne Engagement, wendet er sich an einen Agenten, und dieser

verschafft, nach Maßgabe der Fähigkeit des Engagements-Suchenden, dem Letzteren eine Stellung, wofür er einen bestimmten Antheil von der Gage erhält. Ist bei einem Theater-Director irgend ein Fach gar nicht oder nur unvollständig besetzt, so wendet er sich ebenfalls an einen der Agenten, und der hat Sorge zu tragen, daß die Lücke schleunigst und bestens ausgefüllt werde.

Aus dieser oberflächlichen Andeutung wird der Leser schon ersehen, daß die Theater-Agenturen nach beiden Seiten hin nothwendige Institute sind.

Interessant ist es mit anzusehen und anzuhören, wenn ein Director irgend einer kleinen Provinz-Bühne sich mit frischen Kräften „für die Saison" versieht. Er schreibt dann vorher an den Agenten, der ihm seit Jahren die Geschäfte besorgt, und theilt ihm mit, daß er an einem bestimmten Tage bei ihm eintreffen werde, um die verschiedenen Fächer seines Kunsttempels würdig zu besetzen. Sofort sendet der Agent Briefe und Telegramme nach allen Richtungen der Windrose, um diejenigen Theater-Mitglieder, die eines Engagements bedürftig sind, aufzufordern, zur bestimmten Stunde bei ihm einzutreffen. Der wichtige Tag erscheint und das große Büreauzimmer des Agenten ist bald gedrängt voll von Männlein und Fräulein, alle „in Wichs". Die Damen erscheinen in Sammet und

Seide, geschmückt und behängt mit Allem, „was Liebe in der Zeiten Lauf gespendet“. Wir sehen Mädchen und Frauen, mit frischen, blühenden Gesichtern, andere mit welken, verlebten Zügen, die „Rosen weiß und roth, mit Puder aufgelegt“. Die hierbei anwesenden „herrlichen“ Mitglieder der Kunst erscheinen ebenfalls en grand tenue, wobei das Stück: „Zwei Freunde und ein Rock“ keine unbedeutende Rolle spielt.

In der ersten Stunde geht es etwas kalt und steif in der Gesellschaft zu; endlich trifft Einer und der Andere auf ein bekanntes Gesicht, und nun ist das Feuer der Unterhaltung bald auf der ganzen Reihe eröffnet.

„Habe ich nicht das Vergnügen, Herrn Schnabel —?“

„Ei, mein werther Freund Spilleke! — Wir waren ja zusammen engagirt, in Zwickau und Plauen, beim Director Leffler. — Ich gedenke noch Ihres Richard III. Wissen Sie, an dem Abende haben Sie mir recht leid gethan!“

„Leid gethan? Wie so?“ fragt Herr Spilleke, mit langem Gesicht.

„Na, hören Sie mal, ein solches Trommeln und Pfeifen ist noch nicht dagewesen! Schon in der zweiten Scene, wo Richard zu dem Edelmann zu sagen hat:

„Schamloser Hund!

Steh' Du, wenn ich's befehle!"

ertönte schallendes Gelächter. Ich sagte gleich: „Der arme Spilleke muß eine Menge Feinde in Zwickau haben, denn das war doch nur gemachter Scandal. Und wie hat Sie die Kritik verarbeitet! Nun, dafür haben Sie auch einem der Recensenten eine sublime Ohrfeige applicirt!"

Herr Spilleke ist bei dieser „freundschaftlichen Erinnerung" bald roth, bald blaß geworden. Die umstehenden Collegen kichern und geben sich geheimnißvolle Winke.

Da lacht der Verhöhnte plötzlich laut auf und sagt:

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich der famosen Geschichte. War eine schlimme Gesellschaft in Zwickau. Ich hörte nachher von dem Theaterdiener, daß man sogar überreifes Obst nach mir werfen wollte; zum Glück war keines mehr zu haben, da man einige Abende zuvor den ganzen Vorrath auf den Hamlet meines Freundes Schnabel verschossen hatte!"

Jetzt wenden sich die Lacher auf Spilleke's Seite und die Reihe, roth und blaß zu werden, ist an Herrn Schnabel.

„Ei, was haben Sie für ein reizendes Collier, Fräulein, und welch ein prachtvolles Armband!" ruft

entzückt eine dritte Liebhaberin, noch im Backfisch-Alter, sich an eine gereifte Schönheit wendend.

„Geschenke aus Riga!" antwortet obenhin die Angeredete.

„Ach, Riga!" seufzt eine stark geschminkte Duenna; „da wird die Kunst noch belohnt."

„Davon hab' auch ich gehört," fällt Backfischchen vorlaut ein; „aber man muß hübsch sein!"

„Ich spielte damals erste jugendliche Liebhaberin," fährt die stark Geschminkte mit wehmüthigem Tone fort, „und man sagte mir allgemein, daß ich schön sei!"

„Ja," sagt Backfischchen in mitleidigem Tone, „man sieht es Ihnen an: Sie müssen früher einmal nicht häßlich gewesen sein!"

In diesem Augenblick wird die Thür, die vom Büreau nach dem Besuchszimmer führt, geöffnet und der Agent erscheint, um der Versammlung mitzutheilen, daß Herr Director Obstfelder aus Perleberg soeben erschienen sei, um sich die einzelnen Bühnen-Mitglieder vorstellen zu lassen. Fräulein Titania Feuerhaken ist die erste, die einer Musterung gewürdigt wird.

Director Obstfelder, ein im Dienste der Musen ergrauter Thespiskarrenführer, thront auf einem Armsessel in der Mitte des elegant eingerichteten Besuch-

zimmers; zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger der linken Hand hält er eine silberne Dose, aus der er zeitweilig schnupft oder sie durch Fingerschläge mit der linken zu rotiren zwingt.

Agent (vorstellend). Fräulein Titania Feuerhaken.

Director (mustert die Dame von unten bis oben). Etwas zu klein für mein Theater.

Agent. Das kommt Ihnen nur so vor, Herr Director. Auf dem Theater sieht die Dame weit größer aus.

Director. Ach, ich wollte sagen: zu groß.

Titania. Bitte! Meine Größe ist mein Stolz. Verkleinert wird man an dem Theater schon ohnehin genug!

Director. Ihr Fach?

Titania. Tragische Heldinnen.

Director. In welcher Rolle wünschen Sie sich dem Publicum vorzustellen?

Titania. Am liebsten als Lady Macbeth.

Director. Hm! Organ etwas spitz.

Titania (sich zur vollen Höhe erhebend). Erlauben Sie! — (declamirt):

„Warum vom Platz entfernet Ihr die Dolche?
Sie müssen dort sein; geht, bringt sie zurück,
Und streicht mit Blut die schlafenden Diener!“

Director. Nun, das mag gehen — für Perleberg.

Titania. O, Sie müssen mich erst hören, im Affect:

„Hinweg, mir aus den Augen! Fahr' zur Hölle!
Dein Blut ist kalt und marklos Dein Gebein."

Director. Gut, gut! (Zum Agenten): Machen Sie Contract.

Agent (leise): Wie hoch die Gage?

Director (ebenso): Monatlich zwanzig Thaler und ein halbes Benefiz, jedoch ohne Garantie.

Agent (zur Heldin): Sie sind engagirt.

Titania (mit einer graziösen Verbeugung): Auf Wiedersehen, Herr Director!

Director. In Perleberg.

In ähnlicher Weise werden Liebhaber, Komiker, gesetzte Mütter, Anstandsdamen, Soubretten u. s. w. vorgeführt, gemustert, geprüft und engagirt oder — mit Bedauern zurückgewiesen. Ist das Contingent vollständig, dann sieht sich der Director einige Tage in Berlin um und eilt dann „auf den Flügeln des Geschäfts" nach seinem Bestimmungsort, um Alles vorzubereiten zur neuen Saison — in Perleberg.

Die Berliner Volkstheater.

Seit Erlaß des neuen Gewerbe-Gesetzes für den Norddeutschen Bund sind die Theater-Unternehmungen allen andern Gewerben gleich gestellt. Demzufolge verwandelten eine Anzahl von Vergnügungs-Instituten sich in Theater, zugleich entsprossen dem Spekulationssinn von Schauspielern und Restaurateuren neue Theater-Unternehmungen.

Der Stand der Restaurateure rekrutirt sich vielfach aus dem der Schauspieler. Eine Restauration bildet häufig die Altersversorgung des Mimen — auch ist das Bühnenvolk stets das angesehenste in den Augen eines Bierwirths, und hat den vornehmsten Platz am Raisonnir-Tische. Was Wunder, daß die neue lockenden Freiheit so viele neue theatralische

Schöpfungen entstehen ließ, wenn die an das Ohr klingende Schlachtdrommete das alte, schon so lange im Ruhestall stehende Mimenroß wiehern machte.

Eigentlich bestand die ganze Metamorphose in einigen Worten und Namen, im Ausklopfen einer alten Maskengarderobe, Abputz alter bemalter Leinewand, Umtaufung des Lokals und Engagemant von einigem Theater-Personal. Die meisten der neuen Theater waren früher Café chantants gewesen — jetzt nannten sie sich Theater — und ihr Restaurateur sich Director. Man hatte ihnen früher keinen Vorhang und keine Coulissen gestattet — man machte z. B. die komischsten und mißlungensten Versuche von Seiten der einschränkenden Behörde, den Begriff des „Costüms" zu definiren, und verbot ihnen Scenen aus Theaterstücken in Costüme darzustellen. Daraus entspann sich ein steter Streit. Eine Ritterrüstung oder ein Cardinalspurpur gehörten unzweifelhaft zu einem Theater-Costüm — aber wie stand es mit dem spitzen Schwalbenschwanz des Dr. Peschke? Machte er den Bestandtheil einer Theater-Garderobe aus? Das Polizei-Präsidium sagte ja — die Besitzer der Café chantants nein — aber ersteres hatte die Macht und häufig wurde den Schauspielern irgend ein ähnliches Kleidungsstück verboten, um die Darstellungen eines

Café chantant und die eines concessionirten Theaters aus einander zu halten.

Wie gesagt, dieser Streit ist nunmehr inhaltslos geworden — andere Fragen, die des Biers und des Tabaks, scheinen noch nicht brennend genug geworden zu sein, und die Frage, mit welchem Alter ein Menschenkind männlichen oder weiblichen Geschlechts wohl schon abgebrüht genug ist, daß es, ohne weitere Gefahr diese Schaustellungen mit ansehen kann, ist noch gar nicht aufgeworfen worden. Sie dünkt uns jedoch sehr ernst, und weit wichtiger als die Costümfrage, die seiner Zeit unsere Behörden und ihre Logik in Anspruch nahm.

Ob das Theater einen sittlich erziehenden Einfluß auf das Volk ausübt, jemals ausgeübt hat, ist eine Frage, die hier unerörtert, wenngleich nicht unbezweifelt bleiben mag. Im Allgemeinen mit wenig Ausnahmen hat die Bühne sich stets nach dem Geschmack und den Wünschen des Publikums gerichtet; selbst in der Zeit, wo Schiller und Göthe für dieselbe mit Eifer sorgten, wurde das Repertoir stets von der Mittelmäßigkeit der Production beherrscht. Und jetzt, wie sich das Theater in seiner Gesammterscheinung manifestirt, ist es ein Vergnügungs-Institut geworden.

Und bequemen wir uns — unser armes, hart geplagtes Volk bedarf des Vergnügens,

„daß es die Schwere des Daseins ertrage,
Und das ermüdende Gleichmaß der Tage.“

Veredelt es ihn nicht, so macht es ihn froher und tüchtiger zur Arbeit, erhält die Elasticität seines Geistes und Körpers und die Köchin scheuert blanker ihre Kasserolle, wenn ihre Gedanken bei der Jungfrau von Orleans weilen — der Arbeitsmann dreht schneller das Maschinenrad, wenn ihm eine lustige Melodie im Ohre summt. Sie ist sehr monoton diese Sphären-Musik eines sich drehenden Rades, besonders für den, der das Rad täglich 10 Stunden dreht und das schon zehn Jahre mit Ausnahme der Feiertage gethan hat. Unser armes hart arbeitende Volk bedarf des Vergnügens, das beweisen die vollen Kassen des Walhalla-Theaters und seiner Schwester-Institute. Auch das Bier und den Tabak möchte ich diesem lieben Publikum nicht rauben, wie so manche Schriftsteller es durchaus wollen. Hand auf's Herz, geehrter Aesthetiker — was thust Du zuerst, wenn Du Dich Morgens niedersetzest, um Deine Zeitung zu redigiren oder einen Artikel zu schreiben? Du steckst Dir eine Cigarre an, das hat auf Dein Nervensystem einen außerordentlich anregenden, die Productionskraft

befruchtenden Einfluß — nun, rauchst Du schon bei Deiner Arbeit — was der Arbeiter nicht darf — so laß den Mann wenigstens bei seinem Vergnügen sich seine Upmann anzünden.

Es ist wahr, er ist nicht schön, dieser Tabaksqualm, und dieses Gerassel der Bierseidel, dies Rufen nach Beefsteaks und Cotellettes, dieses Bezahlen und Herausgeben stört sehr die Aufmerksamkeit — das Eis präsentiren im ersten Rang des Opernhauses geht viel geräuschloser vor sich und auch das Parfüm, welches die Luft dieser Räume würzt, ist für manche nervöse Natur weit wohlthuender. Aber das Entrée ist auch dort bei weitem billiger, und selbst im Staate der Gleichberechtigung kann der Arbeiter und die Köchin doch nicht ein Parquetbillet des Opernhauses erschwingen.

Jetzt von dem rauchenden Publikum durch den verbotenen Eingang zu dem nicht rauchenden — von dem amüsirten Publikum zu dem es amüsirenden, von dem müßigen zu dem arbeitenden — denn dieser Theil „arbeitet", wenn jener ruht — plaudern wir von dem Bühnenvolk. „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" — aber um so mehr flicht sie ihm die Gegenwart — und wie oft flicht er sie sich selber! und — unterm Lorbeerkranz thut er es dann nie.

Kein Stand, selbst unsere Kriegerkaste hat mehr sich selbst Lorbeeren ausgetheilt, als der des Schauspielers. Bei den Damen ist er weniger im Schwange, dafür aber mehr der Brillantschmuck, das Armband — nicht um die Schläfe windet man das Symbol des Ruhms — das ginge schon jetzt wegen ihres riesigen Haarwuchses nicht — man steckt es ihnen also en mignature in die Ohren — doch nicht die Pflanzwelt, sondern das leblose Mineralreich muß dazu herhalten — sollten aber dennoch die Blumen ihren lieblichen Schwestern zum Schmucke und zum Lohne dienen — so wählt man die, welche Dumas fils so literarisch gemacht hat — die stolze, farb- und geruchlose, symbolische weiße Demi-monde-Blume — und zwar nicht als Sträußchen für den Busen, sondern in Größe und Form einer Bratschüssel 6 Dekameter im Quadrat — ein Billetchen verliert sich in dem Blumenkelch, und einmal soll sogar ein Brillant-Krönchen darauf gewachsen sein — das kam aber aus Petersburg als Rußlands Dank für Berlins gefeiertste Primadonna.

Es ist aber jetzt nicht mehr so viel vom Lorbeer die Rede, als seiner Zeit früher, wo dieser schöne Eitelkeitstraum den armen Mimen für ein erbärmliches Erdenloos entschädigte. Der Mime ließ sich im Traum öfters vom Genius der Kunst bekränzen, weil er, selbst wenn ihm der Genius seine Gaben versagt hatte, dennoch danach strebte, diese Gaben zu erringen. Findet man solche Kunstjünger noch dann und wann an Hoftheatern und Schmieren — in den Berliner Volkstheatern hat sich die Trivialität bereits zu sehr eingenistet und breit gemacht. Kunst — 250 Mal dieselbe Rolle in einer trivialen Posse hinter einander spielen — in deren Lösung und Durchführung eben nichts weniger als eine künstlerische Aufgabe gesucht werden kann — das muß eben so wohl dieses Streben lahm legen, als es auch unmöglich machen.

Was drückt nun den meisten neu entstandenen Volkstheatern das recht eigentliche Gepräge auf? Sagen wir es, tief beschämt, aber sagen wir es, weil es wirklich so ist: der Cancan. Diese von Paris importirte choreographische Lustdirne, der Sprößling von Faun und Phryne, ein Tanz, welcher die Verrenkung eines Kautschukmenschen und die Gemeinheit der Pro-

stitution zugleich erfordert, ist den Berliner Volks-Theatern Lebensbedürfniß geworden. Offenbach hat ihn mit seinen frivolen Opernstoffen eingeschmuggelt, und es giebt jetzt außer den königlichen Theatern nur wenige Bühnen, wie das Vorstädtische Theater der seligen Mutter Gräbert, welche noch auf Anstand und Sitte hielt, und das klassische Repertoir cultivirte, auf der nicht diese heillose Heidenpolka ihr Bürgerrecht sich erworben. — In einem Briefe vom Jahre 1842 schreibt Heinrich Heine aus Paris:

„Der Cancan ist ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt, oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizei-Agenten ergriffen und zur Thür hinaus geschleppt wird. Ich weiß nicht, ob diese Definition hinlänglich belehrsam, aber es ist auch gar nicht nöthig, daß man in Deutschland ganz genau erfahre, was der französische Cancan ist.

„So viel wird schon aus jeder Definition zu merken sein, daß die vom seligen Vestris angepriesene Tugend hier kein nothwendiges Requisit ist, und daß das französische Volk sogar beim Tanzen von der Polizei incommodirt wird.

„Ja, dies Letztere ist ein sehr sonderbarer Uebel-

stand, und jeder denkende Fremde muß sich darüber wundern, daß in den öffentlichen Tanzsälen bei jeder Quadrille mehrere Polizei-Agenten oder Communal-Gardisten stehen, die mit finsterer, catonischer Miene die tanzende Moralität bewachen.

„Es ist kaum begreiflich, wie das Volk unter solcher schmählichen Controlle lachende Heiterkeit und Tanzlust behält. Dieser gallische Leichtsinn aber macht eben seine vergnügtesten Sprünge, wenn er in der Zwangsjacke steckt, und obgleich das strenge Polizei-Auge es verhütet, daß der Cancan in seiner cynischen Bestimmtheit getanzt wird, so wissen doch die Tänzer durch allerlei ironische Entrechats und übertreibende Anstandsgesten ihre verpönten Gedanken zu offenbaren, und die Verschleierung erscheint alsdann noch unzüchtiger, als die Nacktheit selbst.

„Es sind aber nicht blos die geschlechtlichen Beziehungen, die auf den Pariser Bastringuen der Gegenstand ruchloser Tänze sind.

„Es will mich manchmal bedünken, als tanze man dort eine Verhöhnung alles dessen, was als das Edelste und Heiligste im Leben gilt, aber durch Schlauköpfe so oft ausgebeutet und durch Einfaltspinsel so oft lächerlich gemacht worden, daß das Volk nicht mehr wie sonst daran glauben kann. Ja, es verlor

den Glauben an jenen Hochgedanken, wovon unsere politischen und literarischen Tartüffe so viel singen und sagen; und gar die Großsprecherei der Ohnmacht verleideten ihm so sehr alle idealen Dinge, daß es nichts Anderes mehr darin sieht, als die hohle Phrase, als die sogenannte Blague, und wie diese trostlose Anschauungsweise durch Robert Macaire repräsentirt wird, so giebt sie sich doch auch kund in dem Tanz des Volkes, der als eine eigentliche Pantomime des Robert-Macairethums zu betrachten ist. Wer von Letzterem einen ungefähren Begriff hat, begreift jetzt jene unaussprechlichen Tänze, welche, eine getanzte Persiflage, nicht blos die geschlechtlichen Beziehungen verspotten, sondern auch die bürgerlichen, sondern auch Alles, was gut und schön ist, sondern auch jede Art der Begeisterung: die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit. Ich wiederhole es, mit einer unsäglichen Trauer erfüllt mich immer der Anblick des tanzenden Volkes an den öffentlichen Vergnügungs-Orten von Paris, und gar besonders ist dies der Fall in den Carnevals-Tagen, wo der tolle Mummenschanz die dämonische Lust bis zum Ungeheuerlichen steigert.

Fast ein Grauen wandelte mich an, als ich einem

jener bunten Nachtfeste beiwohnte, die jetzt in der Opera comique gegeben werden.

„Hier musicirt Beelzebub mit vollem Orchester und das freche Höllenfeuer der Gasbeleuchtung zerreißt Einem die Augen.

„Hier ist das verlorene Thal, wovon die Amme erzählt, hier tanzen die Unholde wie bei uns in der Walpurgis-Nacht, und Manche ist darunter, die sehr hübsch und, bei aller Verworfenheit, jene Grazie, die den verteufelten Französinnen angeboren ist, nicht ganz verleugnen kann. Wenn aber gar die Galopp-Ronde erschmettert, dann erreicht der satanische Spektakel seine unsinnigste Höhe, und es ist dann, als müsse die Saaldecke platzen und die ganze Sippschaft sich plötzlich emporschwingen auf Besenstielen, Ofengabeln, Kochlöffeln, „oben hinaus, nirgends an!" — ein gefährlicher Moment für viele unserer Landsleute, die leider keine Hexenmeister sind und nicht das Sprüchlein kennen, das man herbeten muß, um nicht von dem wüthenden Heer fortgerissen zu werden!"

So weit Heine im Jahre 1842.

Wir haben diesen Brief hierher gesetzt, einerseits um den sittlichen Grad und depravirenden Einfluß des Tanzes zu bestimmen, welcher jetzt mit dem größten

unbefangensten Cynismus auf unsern Volksbühnen zur Schau gestellt wird, andererseits, weil die traurigen Betrachtungen, welche die Seele des deutschen Dichters dabei umfingen, in uns wiederhalten.

Aber nicht allein dieser Tanz ist uns von Paris her importirt worden — unsere Volkstheater erheischen jetzt auch jene Colleginnen der Theresa, jene Chansonet-Sängerinnen, welche ihre frivole Lieder mit obscönen Gesten und ganz unzweideutigen Körperzuckungen vortragen und Lieblinge der Walhalla-Theater-Besucher geworden sind, wie der stete stürmische da Capo-Ruf beweist.

Es ist augenscheinlich, daß das Theater-Publikum den Inhalt eines solchen Liedes nicht versteht, schon weil der größte Theil der französischen Sprache nicht mächtig ist, um so mehr aber die körperlichen Bewegungen und Pantomimen, denen eben der rauschende Beifall gilt.

Berlin will sich etwas verparisern und lernt sich etwas graziöse Unanständigkeit an; seine Vergnügungen waren zu harmlos und die Theaterköche mischen ihm etwas Paprika in seine Belustigungen.

Interessant ist es aber zu sehen, daß nicht allein ordentliche Hausfrauen sich diesen cynischen Unfug mit höchstem Behagen anschauen, sie bringen auch häufig

ihre halb erwachsenen, oft ganz kleinen Kinder mit. Es ist verboten, in die politischen Versammlungen Frauen und Kinder zu führen, und hier, für Cancan-Tanz und unzweideutige Gemeinheiten nimmt das Volk seine Knaben und Töchter zu Zuschauern.

Es ist schmerzlich, zu sehen, wie 5jährige Kindlein um Mitternacht in dieser qualmigen Atmosphäre beim Gejohle des Publikums in solchen Localen ausharren müssen, den Schlaf in den Augen — aber oft noch schmerzlicher wie 15jährige und unschuldige Mädchen-Angesichter mit Spannung den unzweideutigen Gesten der Chansonet-Sängerin Mademoiselle Antoinette folgen — — —

Eine sehr moralische Lection.

Das Theater, auf dessen Brettern die Geister des Cancans vornehmlich ihr Wesen treiben, obwohl sie, wie gesagt, auf den meisten ihre Gastrollen geben, ist das Walhalla-Theater, ein ehemaliger Circus, dann interimistisches Königstädtisches Theater, späteres Vergnügungs-Local, auf dessen Podium Gaukler, Tänzer und Akrobaten ihre Kunst zeigten, Komiker Berliner Couplets sangen, bis das Gewerbe-Gesetz

ihm erlaubte, sich den Rang und Namen eines Theaters beizulegen.

Die Vorstellungen dauern dort von ein halb acht Uhr bis Mitternacht, und es wechseln Concertstücke der Capelle, Lustspiele, Ballett-Tänze und Chansonnetten französischer Sängerinnen mit kaleidoskopartiger Mannigfaltigkeit ab.

Das Publikum ist stets befriedigt, ihm gefällt Alles, was ihm dort für den Preis von drei Silbergroschen geboten wird.

Dem Anscheine nach anständige Frauen und Mädchen beklatschen die zweideutigsten Schaustellungen und die obscönen Pantomimen der Mademoiselle Antoinette oder Philippo bei ihrem „Piff paff" oder „la bergère" u. s. w. erregen nirgends Anstoß.

Eben so wenig nimmt der anständige Theil des Publikums an der Anwesenheit der Prostituirten, welche den größten Theil des weiblichen Auditoriums bilden, Aergerniß; eine Toleranz, welche auf die einmaligen Besucher sehr befremdend wirkt.

Die ehrsame Bürgersfrau mit ihren Töchtern fühlt sich in ihrem Vergnügen nicht im Mindesten dadurch genirt, daß in ihrer Umgebung modern gekleidete und hochfrisirte Phrynen sitzen, welchen der Stempel der Käuflichkeit auf der Stirne geschrieben ist.

Es würde unserer Darstellung einen literarischen Firniß geben, wenn wir den erwähnten weiblichen Theil des Auditoriums Damen der demi-monde nennen wollten — aber diese Bezeichnung wäre unzutreffend.

Eine demi-monde im Pariser Sinne existirt zur Zeit in Berlin noch nicht — Diamantenbehängten Schönheiten mit dem Toiletten-Aufwande einer Herzogin, welche eine Gleichberechtigung in der Gesellschaft mit der legitimen Damenwelt in Anspruch nehmen, begegnet man weder in den Berliner gesellschaftlichen Kreisen, noch in dem Parquet und ersten Rang des Opernhauses, noch in den Opernhaus-Bällen — die Gesellschaft Berlins ist dazu noch zu klein und zu sehr bekannt.

Vor einigen Jahren geschah es, daß eine nicht legitimirte Schönheit ersten Ranges am Arme ihres angesehenen Cavaliers mit Einlaßkarte den Opernhausball besuchte — sie gelangte indeß trotz ihrer Begleitung nur in das Vestibül und von da aus in Scham und Zorn in — ihren Wagen zurück. Freilich erschien sie an dem nächstfolgenden Opernball wiederum, Niemand verwehrte ihr den Eintritt — aber es war eine große Veränderung mit ihr vorgegangen, denn ein priesterlicher Segen war inzwischen über ihr myrthengeschmücktes Haupt gesprochen worden.

Es ist also unstatthaft, von Berliner demi-monde zu sprechen, und es geschieht dies nur darum so oft, weil unsere Schriftsteller gern einen anständigen Namen für eine unanständige Sache wählen. Die Besucherinnen des Walhalla-Theaters sind aber keine Aspasien und auch die Grazie derselben werden sie sich nicht in der Schule der Mademoiselle Antoinette aneignen.

Eine kurze Strecke von dem Walhalla-Theater entfernt ist das Belle-Alliance-Theater, dessen Publikum einen ungleich würdigeren Eindruck macht. Die Direction dieses Theaters schreckt vor keiner Aufgabe zurück; ja, sie sucht sich sogar die schwierigsten Aufgaben heraus: sie führt Preciosa, Die Räuber, Wilhelm Tell, ja sogar den Faust auf. Aber wie?

Der am mächtigen Webstuhl der Zeit wirkende Geist hatte im schwarzen Prediger-Talar unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Pastor Knak (welcher, beiläufig gesagt, wegen seiner Ansicht vom Stillstand der Erde durch den Spott förmlich auf der Bühne geschunden wird) und am frühen Oster-Morgen wurde von Balletteusen im Tricot und in Tüllröcken ein Ballett-Tanz mit Entrechats und Pirouetten aufgeführt — genug, wir möchten nicht gern dem andächtig lauschenden Publikum die Quelle seines Genusses trüben, und lassen daher die primativen Leistungen dieser Künstler unbe-

sprochen; nur würde sich auch ein Antisocialist angesichts dieser Produktion bereit erklären, den Ruf des römischen Volkes: panem et circenses in Bezug auf die circenses für die Berliner zu unterstützen: Lieber unentgeltliches Schauspiel für das Volk, aber das Beste.

Mit diesen Schaustellungen für noch so billiges Geld muß nach und nach, so wie es nun schon seit Jahrzehnten betrieben wird, dem Publikum der Sinn und Geschmack gründlich corrumpirt werden; das Bischen Schönheitsgefühl, selbst der Maßstab für die künstlerische Leistung kommt ihm allmälig abhanden und das Theater, weit entfernt, eine edlere Regung zu pflegen, dient nur dazu, das Volk zu verpöbeln!

Setzen wir uns auf den Omnibus Kreuzberg-Weddingplatz, so gelangen wir in 15 Minuten zum Tonhalle-Theater, wo Barbara Ubryk als pantomimisches Ballet angekündigt ist — Vater Ubryk, ein Bauer, scheint sich mit seiner Ehehälfte angelegentlichst über das Seelenheil ihrer Tochter Barbara zu besprechen, welche in goldbrokatnem Mieder und leichtem, kurzem Tanzröckchen auf einem Schemel sitzt. Im Schmuck einer blühenden Jugend, welche ihr lang herunter wallendes, rabenschwarzes Haar bekundet, scheint ihr Sinn sich wenig mit Carmelitergeist zu beschäftigen, mehr aber mit dem schmucken Burschen,

welcher, sobald der Bauer seinen Hut und Stock genommen und sich mit Muttern absentirt hat, in graziösen Sprüngen herein hüpft und mit Barbara ein pas de deux tanzt, das aber in demselben Augenblick unterbrochen wird, wo er besiegt zu ihren Füßen kniet. Sittlich entrüstet trennt der gefühllose, vierschrötige Bauer das Paar, weist dem Liebhaber die Thür, während die Mutter über diesen Ballet-Unfug die Hände über den Kopf zusammenschlägt. Die Eltern schleppen Barbara wider Willen mit fort. Noch einmal erscheint, um die Hand der Tochter anhaltend, der schmucke Junge mit einem Sack Geld — auch diese beredte Sprache, die sonst stets, besonders auch bei dem Landmann Gehör findet, vermag nichts über des Vaters Herz; er wirft den Geldsack hinaus und den Liebhaber nach — nun ist Barbara's Beruf für das Kloster entschieden.

Verwandlung: Klostergarten, schlecht gepflegt; rechts Seitenloulisse: Klosterpforte, links hat man sich den Convent der Carmeliterinnen zu denken. Zwei ehrwürdige Schwestern treten auf — es klopft. Schwester Pförtnerin öffnet Herrn Ubryk und Gattin, welche die sich sträubende Barbara (noch immer im Ballet-Costüm) hereinzerren. Alle Beschwörungen und Bekreuzungen können ihren weltlichen Sinn nicht dämpfen — vielleicht die Zwangsjacke?! Sie wird

abgeführt, und Vater und Mutter verlassen unter dem Segen der Carmeliterin das Local.

Die Nacht bricht herein — da erscheint, vorsichtig nach allen Seiten sich umblickend, mit den lüsternen Augen eines liebesuchenden Katers im Monat März ein ehrwürdiger Pater, seine Schritte in's Nonnen-Kloster lenkend.

Seine katzenbuckligen Bewegungen erregen die Lachlust des Auditoriums.

Bald darauf erscheint Barbara, aus der Zwangs-jacke befreit; der Pater entpuppt sich als ihr Lieb-haber und Beide werfen die Kutten von sich und tanzen eine Mazourka. Sie werden aber abgefaßt und die Carmeliterinnen zerren die Unglückliche zu einem Verließ — ein Maurer, der dies Geschäft schon öfters besorgt zu haben mit Pantomimen aus-spricht, erscheint mit Kelle! Hierauf:

E i n m a u e r u n g!

Zwanzig Jahre später. Trommelwirbel. Ein polnischer Offizier mit einer Corporalschaft Soldaten als Einquartierung des Nonnen-Klosters. Bewirthung. — Der Offizier bleibt allein; es ist dunkel — plötz-lich ein gellender Schrei, wie in der Waise von Lowood — der Offizier (der Niemand anders ist,

als der avancirte Liebhaber) horcht — nochmaliger Schrei, wie der einer Wahnsinnigen — Alarm — Trommelwirbel; die Carmeliterinnen wollen von nichts wissen. Auf einen Wink wird nun der Kerker mit Kolbenstößen eingeschlagen und — halbnackt stürzt Barbara mit unsäglicher Verrenkung ihres Leibes, die Nonnen verfluchend, heraus. Erkennungsscene zwischen ihr und ihrem Liebhaber, dem Offizier; Vater und Mutter erscheinen, und unter gräßlichen Convulsionen und Zuckungen giebt Barbara Ubryk ihren Geist auf, um nachher von Ernst Pitawall und Born zum historischen Roman verarbeitet zu werden.

Nach dieser herzerschütternden Scene spielt das Orchester: „Röschen hatte einen Piepmatz!"

Leider können wir unsern verehrten Leser nicht in alle Volks-Theater, in welchen solche drastische Schaustellungen stattfinden, hinführen, auch würde es nicht passend sein, wenn wir ihn in das Orpheum-Theater lockten und der Verführung von Hunderten von Jungfrauen Preis gäben; wir beschränken uns daher, ihm die Namen der andern Kunst-Institute III. Klasse mitzutheilen, als da sind Louisenstädtisches Theater, Theâtre variétées, Bundeshalle-Theater 2c.

Sagten wir vorhin, daß die Theater Vergnügungs-Institute geworden sind, so müssen wir auch noch hinzufügen, für die Besitzer reine Geschäfte und meist sehr einträgliche. Eine ästhetische Rücksicht für diese Produktionen giebt es nicht, und der Kassen-Erfolg steht über allen anderen Bedingungen. Nach wie vor steht aber die Posse in der Gunst des Publikums, und eine Menge von Schriftstellern ist deshalb bemüht, derartige dramatische Produkte für das nimmersatte Publikum zurecht zu schneiden. Sie revidiren die abgelegte dramatische Literatur nach allen Richtungen, stutzen die alten Lappen neu auf, staffiren sie mit neuen Couplet-Einlagen aus, durchspicken sie mit zeitgemäßen Anspielungen und serviren die Schüssel dem Publikum unter einem schönen, zugkräftigen Namen „nach einem schon vorhandenen Stoffe."

Oft arbeiten mehrere Schriftsteller in Compagnieschaft und theilen sich demnach auch in den Tantième-Antheil; ein Dritter macht die Couplets dazu, und ein Vierter die Musik. In diesen Couplets müssen immer dieselben Spott-Objecte wiederkehren, welche schon früher und bei allen Gelegenheiten die Spottlust des Berliners reizen — z. B. Beust, Knak, Stephan, Strousberg, Rich. Wagner, der Magistrat (Eulenburg, Mühler), die Minister, Adelheide, Louis Napoleon,

Isabella rc. rc., und was gerade auf der Tagesordnung steht.

Hat solche Posse nun durchschlagenden Erfolg, so wird sie oft mehrere hundert Mal gegeben und bereichert ihre Urheber wie die Directoren beträchtlich, nur die oft schon im Grabe ruhenden Autoren des „schon vorhandenen Stoffes" resp. deren Kinder und Enkel gehen leer aus. Das hindert aber nicht, daß dergleichen Schriftsteller bei dem Reichstage um ewiges Verlagsrecht petitioniren.

Die Berliner Theater jagen mit solchen Fabrikaten allesammt dem Kassenerfolge nach. Auch am Königlichen Theater spielt der Kassen-Erfolg seine Rolle, nur versteigt man sich dort noch nicht zur Volksposse.

Das Victoria-Theater sucht in seinen Féerien zu zeigen, was es mit seiner Theater-Maschinerie zu leisten vermag. Aber diese Maschinerie wird dort zu sehr Hauptsache, und obgleich die durch dieselbe und die glänzenden Decorationen und jungfräuliche Fleischmassen hervorgerufenen Effecte überraschend sind, so ist gewöhnlich die dazu gehörige Handlung der dürftigsten Art und kindisch-albern. Ein tüchtiger dramatischer Dichter, welcher sich den Bedingungen der Bühne fügt und historische Volks-

stücke mit glänzend effectvollen Scenen dafür schriebe, würde das schöne Institut in Flor bringen.

Das Friedrich=Wilhelmstädtische Theater kultivirt fast nur Offenbach's Opern mit seinen stereotypen Hahnreistoffen und impotenten Pfalzgrafen und buhlerischen listigen Weibern.

Das Woltersdorff=Theater führt fast lediglich Possen auf, in denen die Rache des von Richard Wagner tief beleidigten Judenthums keine geringe Rolle spielt. Der große Meister wird für sein kühnes Wort von den Schriftstellern förmlich geschunden und im Publikum wird ein Haß und eine Mißachtung gegen ihn erzeugt, welche ansteckend wirken.

Wallner's Theater steht mit seinen Schauspieler=Kräften dem Königlichen Theater im Range am nächsten; seiner allerliebsten Soubrette (Frl. Stolle) und den bekannten Reusche und Helmerding verdankt der Berliner manche verlachte Stunde, und dafür muß man auch mit Recht dankbar sein. Auch das Nowack=Theater (die alte grüne 9) will sich von der Spiel=Oper, welche im Sommer bei Kroll blüht, zurückziehen und der Posse zuwenden, um die Berliner lachen zu machen. Möge es ihm gelingen: „Diesen Parforce=Humor, dieses Witze aus der Erde Stampfen" verfehlt bei seiner Absichtlichkeit meistens seinen Zweck und gerade da, wo gewiß bei dem Erzeuger

der Ernst waltete, muß man laut auflachen. Wie herzlich lache ich oft bei meiner Tante Voß, wenn der gute, alte Gubitz schreibt: „Dem zur „Leonore" gewordenen Lorle hielt die Gastin bei Willigkeit des Fügsamen für Städtisches dennoch die Innigkeit fest", so was Komisches können die „Stern, Jacobson und Kalisch" ꝛc. gar nicht zu Stande bringen, und der Referent der „Vossischen Zeitung" schüttelt sich solche Sätze aus dem Rockärmel!

Ein Spaziergang von Berlin nach Amsterdam.

Mitgetheilt von E. Hirthe, Komiker am Theater Variété.

Es war im Jahre 1855. Ein milder, warmer Herbsttag hatte sich über das Weltdorf Berlin gelagert und Tausende von Spaziergängern in die schattigen Promenaden des Thiergartens gelockt.

Dort die reiche Geld-Aristokratie in ihren eleganten Equipagen und Tilbury's, hier die jeunesse doré auf eigenen und gepumpten Rossen und Rosinanten dahin brausend, da ein spießbürgerliches Ehepaar mit einem ganzen Gefolge erwachsener und unerwachsener „Jöhren" hinter sich, selbst der unvermeidliche Bummler und Stammgast der „Mutter Grün", mürrisch vielleicht, so viel Besuch in seiner Wohnung zu sehen, strolchte umher.

Alles im bunten, heiteren Gewühl, dazu das melodische Gezwitscher der Vögel, begleitet von dem unmelodischen Stöhnen mancher Invaliden-Alter-Versorgungsmaschine, kurz, ein Kaleidoscopbild Berlins; die Residenz war vertreten vom Wappenschilde bis zum Bräzeljungen.

Unter den Spaziergängern befand auch ich mich, ohne zu einer der vorbenannten Klassen zu gehören, aber ich machte auch einen Spaziergang und zwar einen recht niedlichen, von 120 und etlichen deutschen Meilen.

Mein Ziel war Amsterdam.

Dorthin hatte ich Engagement; aber zu Fuß? Ja! Wohl hatte ich eine mir contractlich zugesicherte Reiseentschädigung, dieselbe sollte mir aber erst, aus erklärlichen Gründen, bei meinem Eintreffen ausgezahlt werden.

Ich konnte dies dem Ober-Regisseur F., der mich persönlich engagirte, eigentlich nicht übel nehmen, denn mancher meiner Collegen hatte nach empfangenem Reisegeld und Vorschuß das Eintreffen vergessen.

So etwas soll sogar heut noch vorkommen, daß die betroffenen Bühnenvorstände sich dagegen zu sichern suchen, ist selbstredend; ich war aber durch diese Maßregel der Mittel beraubt, meinen Spaziergang zu fahren.

Jedoch bin ich vor Hindernissen nie zurückgeschreckt, im Gegentheil, sie zu beseitigen, hat stets meinen Muth aufrecht erhalten.

So entschloß ich mich denn rasch, zu laufen, um so mehr, als ich mich im Stillen auf die schöne Fußparthie freute.

Am 5. September verließ ich Berlin und zwar mit recht schwerem Herzen, denn eine alte Mutter und eine liebende Gattin mit zwei Kindern, von denen das jüngste 6 Wochen alt, blieben zurück.

Mein ganzes Reisegeld bestand in 1 Thaler und 12 Silbergroschen, und damit sollte und mußte ich 120 Meilen machen, in der That, ein etwas kühnes Unternehmen! Doch: Gott verläßt keinen Menschendarsteller! Also vorwärts!

Meine Reiseausrüstung war etwas komischer Art, und hätte es der Zufall gewollt, mir Wilhelm Scholz in den Weg zu bringen, ich wäre gewiß „in den Kladderadatsch gekommen."

Die Unaussprechlichen gingen an, ebenso die Weste, ein schwarzes fadenscheiniges Röckchen, über welchem ich einen weißen Leinwandkittel trug, hüllte den eigentlichen Künstler ein, ein leichtes Strohhütchen gab mir sogar das Ansehen eines Touristen, wofür auch die grüne blecherne Botanisirtrommel sprach, welche ich auf dem Rücken trug, leider waren darauf ein paar

Stiefel geschnallt, welche so das Bild eines auf botanischer Excursion begriffenen Schüler Aeskulap's zerstörten. Der Hauptbestandtheil meiner Garderobe war aber ein eleganter neuer Rock nach modernstem Schnitt, welchen ich sauber zusammen gelegt, über dem Arm trug, um vorkommenden Falls mich anständig präsentiren zu können.

Bald lag Charlottenburg hinter mir, und siehe da, je weiter ich kam, je weiter wurde mir das Herz, mein Kummer verschwand, der ja doch meine Lage nicht verbessern konnte; mein angeborner Leichtsinn, mein Humor brachen durch, ich ließ Gottes schöne Natur auf mich einwirken, trocknete mir die Augen und befeuchtete meine Kehle mit einem Schluck aus der Flasche, welche mir mein Mütterchen gegeben hatte, brannte mit eine Pfeife an und war mit einem Male aus einem unglücklichen Familienvater ein fröhlicher Wanderbursch geworden.

Das Gefühl der Unabhängigkeit, der Freiheit möchte ich sagen, durchströmte mich und beschwingte meinen Fuß.

Spandau war erreicht, da machte ich die Entdeckung, daß ich eigentlich Durst hatte, und da ich nicht allein geographische und topographische, sondern auch statistische Studien auf meiner Reise machen wollte, so entschloß ich mich, in eine Restauration zu

gehen, um meinen körperlichen, sowie wissenschaftlichen Durst zu stillen. Ich ließ mir ein Glas Weißbier geben; aber ach du meine Güte! ich merkte sofort, daß ich nicht mehr in Berlin war, das war ein zwei Meilen weiter Unterschied des Bieres. Es schmeckte miserabel, aber getrunken hab' ich's doch, sogar auf die Gefahr hin, unterweges einige Stationen machen zu müssen.

Zum Glück hatte ich nicht nöthig, lange in Spandau zu sitzen, mein Glas war leer, und so trollte ich mich weiter.

Inzwischen hatte sich jedoch der Himmel bezogen, und richtig, ehe ich noch eine halbe Meile weiter war, gab's eine ganz gehörige Platzwäsche. Obgleich ich nun bis auf die Haut naß wurde, so störte dies doch meine Heiterkeit keinesweges.

Nach Regen folgt Sonnenschein, nicht nur im Sprüchworte, sondern auch hier, und bald war ich wieder getrocknet.

Bisher war ich meine Straße allein gezogen, jetzt fing ich langsam an, mich nach einem Reisegefährten zu sehnen.

Meine Sehnsucht wurde ganz unerwartet gestillt, denn plötzlich kam aus dem gegenüberliegenden Gebüsch — ein Kerl — was sage ich — Kerl? — ein Schinderhannes — ein Hundssattler! — wenigstens

fielen mir plötzlich alle Schauder- und Mord-Romane ein, unglückseligerweise hatte ich auch nicht, wie Prinz Peter, alle Taschen voll Revolver, nur mein Wanderstab und ein gutes Taschenmesser waren meine ganze Bewaffnung, zudem hätte mir das auch nichts genutzt, falls dieser Robin Rood Absichten auf mein Blut gehabt hätte, denn er war nahe an 6 Fuß hoch, während ich, laut Militairschein nur 4 Fuß 11 Zoll 2 Strich besitze.

Ich habe zwar keine Ahnung von einer Hundeangst, aber so etwas dem Aehnliches überfiel mich doch, als dieser zerlumpte Schlagetodt an meiner Seite war.

„Guten Tag, Landsmann!"

Gerechter Himmel! ich, ein geborenes Berliner Kind, und er Gott weiß, in welcher Räuberhöhle zur Welt gekommen, sein Landsmann!

Aber Dreistigkeit war hier das Beste.

„Guten Tag! Wo soll's hingehen?" fragte ich.

„Ach, ich weiß nicht, vorläufig nach Nauen."

„So? da will ich auch hin, da können wir ja zusammen gehen!"

Ich weiß heute noch nicht, wer mir die Worte in den Mund gelegt haben mochte. Aber mein Strolch ging bereitwilligst darauf ein.

„Was hast'n für'n Handwerk?"

„Goldarbeiter!"

Um Alles in der Welt hätte ich dem Kerl nicht sagen mögen, daß ich Schauspieler war, ich hätte ihm am Ende noch ein Couplet vorsingen müssen, ehe er mir den Hals abschnitt.

„Bleibst Du in Nauen?" jetzt dutzte er mich schon. „Ja, auf Verschreibung!" Ich war so vollständig in's Schwindeln hineingerathen, daß es mir jetzt auf ein paar Lügen mehr nicht mehr ankam.

Ein Weilchen gingen wir schweigend neben einander her, plötzlich lief er quer über die Chaussee und brach sich von einem Stacket einen fürchterlichen Knüppel los. Jetzt fing mir doch das Herz an zu „puppern."

„So, nu wollen wir uns hier 'n Bischen hinsetzen; ich bin ordentlich müde, wir kommen doch noch nach Nauen."

O Gott! Also im Sitzen wollte er mich abthun.

„Ja, aber nicht lange!" erwiderte ich so kühn wie möglich, was sollte ich auch machen? Wir setzten uns also. Ich langte aus meiner Botanisirtrommel ein paar Butterbrode und, um auf alle Fälle gefaßt zu sein, klappte ich mein Taschenmesser auf.

Mein Strolch sah ganz gleichgültig zu, so daß ich schon wieder Muth faßte. Nun ist es eine alte Wahr-

heit: — essen sehen, macht Appetit — jedoch mein Reisecumpan machte keine Anstalten dazu, entweder hatte er keinen Hunger, oder er hatte kein Brod, jetzt fühlte ich schon Mitleid für ihn.

„Woll'n Sie eine Schnitte abhaben?“ fragte ich.

Meine höfliche Ansprache mußte ihm imponirt haben, denn er „siezte“ mich ebenfalls.

„I nu“ — sagte er — „warum nicht? Aber ich sehe, daß Sie nichts drauf haben, Brod habe ich nicht mehr, aber ich habe vorhin eine Ende Wurst „gefochten“, geben Sie mir ein Stück Brod, ich gebe Ihnen ein Stück Wurst dafür, leihen Sie mir mal Ihr Messer.“

Der Bissen im Munde wurde mir doch etwas länger, als er so ungenirt mein Messer verlangte. Gab ich es ihm, so war ich vollständig waffenlos, war es nur eine Finte von ihm, oder hatte ich mich doch hinsichtlich seiner Mordgedanken getäuscht? Ein Zögern meinerseits hätte jedoch seinen Verdacht erwecken können, so reichte ich ihm denn mein Messer, im Stillen meine Seele Gott empfehlend.

Mit der größesten Ruhe öffnete er seinen Reisekoffer (ein ehemaliges Taschentuch von zweifelhaftem Aussehen), und langte ein ziemlich großes Stück Wurst hervor, welches er zu gleichen Theilen zerschnitt und mir bereitwilligst die eine Hälfte nebst Messer über-

gab. Jetzt war meine Angst verschwunden, ja ich bat ihm sogar in Gedanken meinen Verdacht ab. Nachdem wir zusammen gespeist und uns aus meiner Flasche gelabt hatten, gingen wir weiter und erreichten gegen Abend Nauen. Ich ging in eine Herberge, er aber trennte sich von mir und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Er war doch ein ehrlicher Kerl, obgleich er mir meinen ganzen Schnaps ausgetrunken hatte.

In der Herberge angelangt, übergab ich dem Wirthe meinen Ministerialpaß, den er mit großen Augen musterte, wobei er mich ebenfalls prüfend ansah; da aber in seinem beschränkten Unterthanen-Verstands-kasten die Begriffe Schauspieler und Vagabond von gleicher Bedeutung sein mochten, so nahm er weiter gar keine Notiz von mir, ich that desgleichen und bestellte mir bei dem Schenkmädel ein frugales Abendbrod, worauf ich bald zur Ruhe ging.

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung über eine gewisse Sorte von Handwerksburschen einzuschalten.

Ich traf nämlich in der Herberge drei Schlächtergesellen, welche auch auf der Wanderschaft waren. Sie schienen aber sehr bei Kasse zu sein, denn sie spielten und zwar sehr hoch.

Das sind die sogenannten Muttersöhnchen; wenn

die Lehrzeit vorüber ist, besteht der ehrsame Vater aus althergebrachtem Handwerksbrauch darauf, daß der Junge „in die Fremde" geht, um sich was zu versuchen. Er giebt ihm seinen Segen und das nothwendigste Reisegeld, Mütterchen aber drückt ihm unter Thränen noch einen ganz anständigen Groschen in die Hand mit der zärtlichen Ermahnung: „wenn Du was brauchst, schreibe an mich; der Vater soll's nicht wissen."

Das brave Söhnchen macht denn auch davon den bestmöglichsten Gebrauch. Anstatt Land und Leute kennen zu lernen, werden vor allen Dingen gleichgestimmte Kameraden aufgesucht und mit denen, statt zu arbeiten, das Geld verjuxt. Mutter schickt ja mehr! Erfahrung sammeln diese Burschen nicht auf der Wanderschaft, machen nur Schulden, und weil sie eben nicht kennen gelernt haben, was ein Handwerksbursch ist, so jagen sie wo möglich, wenn sie späterhin Meister geworden sind, den dürftigen Wanderer mit Hunden vom Hof. Es ist ein großer Unterschied zwischen Wandern und Wandern. — —

Am andern Morgen in der Frühe machte ich mich auf, bezahlte meine Zeche und ging meiner Wege. Es mochte vielleicht Mittag sein, als ich in der Rathenower Haide anlangte. Die Sonne brannte heiß hernieder und eine vollständige Ermattung befiel mich.

Ich athmete förmlich auf, als der duftige Tannenwald mich umfing, aber die melancholische Stille des Hains machte auch mich melancholisch. Ich setzte mich auf den weichen Moosgrund nieder, um meinen Träumen nachzuhängen, aber ich kam nicht dazu, neckische Elfen und Dryaden umgaukelten mich und sangen mich leise in Schlaf.

Aber alle Wetter, ich mußte verdammt lange geschlafen haben! Ich erwachte plötzlich, weil mir eine Ameise in die Nase gekrochen war; erstaunt blicke ich mich um, das war ja bereits Abenddämmerung — Na, ich danke! Jetzt nur vorwärts! Abhanden gekommen war mir nichts, nun aber eilig hinein nach Rathenow. Ich erreichte es auch glücklich bei einbrechender Nacht, froh, ein Obdach gefunden zu haben, aber doch ärgerlich, fast einen halben Tag verschlafen zu haben.

Diesmal fand ich schon viel liebenswürdigere Wirthsleute, denn ich bekam für ein paar Groschen ein tüchtiges Abendessen, ein gutes Bett und ein kräftiges Frühstück, so daß ich noch davon mit auf den Weg nehmen konnte. Vielleicht dachten meine Wirthe etwas milder über einen reisenden Schauspieler, da Rathenow selbst sehr oft von ambulanten Gesellschaften besucht wird. Schade, daß das wirklich hübsche Schauspielhaus zu einem Heu- und Korn-Magazin umgewandelt ist, vielleicht deshalb, weil oft

genug leeres Stroh darin gedroschen worden ist? Wer weiß? Adieu Rathenow!

Ein schöner Morgen war es, der Thau hing noch an den Grasspitzen und Millionen Diamanten blitzten in den herrlichsten Farben zu meinen Füßen. Ich war so froh, daß ich mit einer aufsteigenden Lerche ein Duett anfing, so daß die am Wege beschäftigten Landleute mich verwundert anschauten, aber doch auf meinen „guten Morgen!" ebenso heiter dankten. So erreichte ich die Ufer der Elbe, drüben lag Tangermünde, aber auch die Fähre, und ich mußte eine ziemliche Weile warten, bis ich „übersetzt" werden konnte. Ich benutzte den Moment um an den großen Dörfflinger zu denken, der auch an derselben Stelle vor mehr als zweihundert Jahren übergesetzt worden war, um späterhin der erste brandenburgische Feldmarschall zu werden. Wenn ich auch auf den Feldmarschallsstab verzichtete, so wünschte ich mir doch in diesem Augenblicke lieber ein Schneider, als ein Komödiant zu sein! Ja, wenn ich damals nicht mit dem Kantschuh dazu gezwungen worden wäre, stände ich heute auch vielleicht anders; doch: sapienti sat! Da ist die Fähre.

Es giebt fast kein gemüthlicheres Fahrzeug auf dem Wasser, als so eine Fähre! So recht wie ein geduldiger Staatsbürger läßt sie sich alle möglichen

Lasten aufladen, läßt sich mit Füßen treten, und bringt doch dem Staate etwas ein! Und nun erst dieser Fährmann, welche Menschen- und Weltkenntniß kann er nicht sammeln, wenn er wollte, Zeit genug hat er dazu. Der meinige schien jedoch mehr Numismatiker zu sein, denn er zerstörte plötzlich meine psychologischen Studien mit den ziemlich barschen Worten:

„'n Groschen!"

Ich bezahlte und wanderte kurze Zeit darauf in das altehrwürdige Tangermünde ein.

Hier traf ich unverhofft „Couleur". Eine reisende Schauspielergesellschaft unter Direction eines Herrn — Herrn — Gott, der Name schwebt mir auf der Zunge — Herr — ach was, ich schluck den Namen hinunter, wozu soll ich ihn auch unsterblich machen? Beim Anblick des Theaterzettels kam mir erst der Gedanke an Collecte, denn offen gestanden: meine Baarschaft ging zur Neige; aber als ich das Local betrat und sah, wie der Herr Director in Hemdsärmeln, unterstützt von den besten Kräften seiner Bühne, in doppelter Beziehung genommen, das Theater erst aufschlug, da behielt mein Stolz doch die Oberhand. Ich wagte sogar, dem Herrn Director einige Vorschläge zu machen, da er entschieden das Entrée für jene Gegend, die ich genau kannte, zu

hoch angesetzt hatte, wurde aber ziemlich brutal abgewiesen!

Es ging mich ja auch gar nichts an — aber geärgert habe ich mich doch!

Ich ging weiter und erreichte in einigen Stunden Stendal, die Hauptstadt der Altmark.

Hier war ich vor circa fünf Monaten als erster Komiker bei der Direction v. d. O. engagirt und sehr beliebt beim Publikum.

Auf diese Beliebtheit gründete ich einen Plan, meine geschwundenen Reisemittel einigermaßen wieder aufzuhelfen; denn, dachte ich mir, Deine ehemaligen Verehrer und Kneipbrüder werden Dir schon helfen. Schöne Gedanken — aber es kam andersch!

Zuerst besuchte ich meinen ehemaligen Wirth zum „Weißen Roß", und wurde sehr freundlich aufgenommen. Nachdem ich ihm meine bisherigen Schicksale sowie meinen Reiseplan mitgetheilt, auch meine momentane Noth nicht verschwiegen hatte, tröstete er mich mit den Worten: er habe selber nichts, aber ich könne bis morgen bei ihm bleiben!

Na, es war immer etwas, ich nahm es auch dankbar an, aber ein paar Groschen Geld mußte ich haben, denn bis Braunschweig war es noch weit, und dort erst konnte ich auf Geld hoffen! Jemand aber darum ansprechen, wurde mir doch zu schwer;

Ich schrieb mir also einige Zeilen auf, worin ich, wenn auch durch die Blume, doch deutlich genug um eine Unterstützung bat. So ausgerüstet, ging ich voll Vertrauen nach dem Gasthof, wo wir früher gespielt hatten, und traf auch mehrerer meiner Bekannten.

Mit Erstaunen, aber doch sehr freundlich wurde ich von allen Seiten begrüßt, meine Hoffnung stieg. Nach dem ersten Schoppen, den ich leichtsinniger Weise noch sogleich bezahlte, suchte ich mir mein Opfer aus; nach einigen einleitenden Worten überreichte ich ihm bescheidentlichst meinen Brief.

Er las ihn, griff in die Tasche und drückte mir fünf Silbergroschen in die Hand, gab mir stillschweigend meinen Brief zurück, drehte sich um und — Roß und Reiter sah ich niemals wieder! Und das war einer von den Besten!

In tiefer Beschämung verließ ich das Local.

Aber Noth kennt kein Gebot — Ich machte noch einige Besuche, die aber fast alle fruchtlos ausfielen. Mein letzter Versuch hätte sogar noch üble Folgen für mich haben können.

Unter den eifrigsten Besuchern unseres Theaters befand sich auch der Herr Landrath, fast täglich nahm er mit seiner Familie seine Polsterstühle ein und be-

lohnte namentlich meine Leistungen mit dem größten Beifall.

Zu ihm ging ich zuletzt, im Stillen schon einen harten Thaler in der Tasche zu haben meinend.

Aber was ließ mir der gestrenge Herr sagen, nachdem ich meinen Brief hinein geschickt hatte?

„Wenn ich nicht den Augenblick die Stadt verließe, würde er mich wegen unerlaubten Bettelns verhaften lassen!“

Ich hätte ihn wohl mögen unter vier Augen treffen, den wackern Herrn Landrath! — —

Der Anständigste von Allen war noch mein wackerer Roßwirth, er verbat sich die Zahlung für Kost und Logis, und wünschte mir Glück auf den Weg.

So trollte ich mich andern Tags, es war ein Sonntag, weiter, und nur die Kirchenglocken gaben mir das Geläute.

Es war ein reizendes Wetter, aber trotz der Sonnenhitze schritt ich hastig vorwärts und erreichte gegen Abend ein Dorf, dicht vor Braunschweig — der Name desselben ist mir entfallen, ich finde ihn auch nicht auf der Landkarte, habe auch weiter keine Erinnerung an dasselbe, als daß ich die schlechteste Nacht darin zugebracht habe.

Der Krug oder das Gemeinde-Wirthshaus war vollgestopft mit Schweinetreibern und Viehhändlern.

An ein Bett oder eine Streu war nicht zu denken, ich legte mich auf die blanke Erde und deckte mich mit meinem Leinwandkittel zu, aber zum Schlafen kam ich nicht, denn die Kerle spielten bis gegen Morgen Karten, und bei jedem „Trrrump!" paukten sie dermaßen auf die Tische, daß ich sie und die ganze Wirthschaft zu allen Teufeln wünschte! Als die Gesellschaft sich endlich mit Tagesanbruch zum Abzug rüstete, wollte ich noch ein wenig auf der Ofenbank ruhen — ja prosit die Mahlzeit! die Mägde vertrieben mich, weil sie rein machen mußten.

Selbst im Busen dieser Kuhjungfern kein Mitgefühl — da ich doch sonst Glück bei dem schönen Geschlecht habe!

Was wollte ich machen? Ich mußte fort!

Um 10 Uhr langte ich in Braunschweig an und ging in die Schusterherberge.

Nachdem ich mich schön gemacht hatte, was sehr nothwendig war, denn mein Bart war ziemlich heraus, dazu mein Gesicht von der Sonne verbrannt — also nachdem meine Toilette beendet war, wobei mein feines Röckchen die Hauptrolle spielte, suchte ich den jetzt schon verewigten Ober=Regisseur Pöckh auf und bat ihn um die übliche Reise=Unterstützung. Sie wurde mir mit der größesten Bereitwilligkeit gewährt, ja mir sogar eine größere Extra=Collecte gestattet,

falls ich einen Tag warten wollte, da die Mitglieder des Hoftheaters in Wolfenbüttel waren. Ich verzichtete jedoch darauf, nahm meinen Thaler von der Hauptkasse, besah mir die reizende Bildergallerie, das Schloß, kaufte mir für einen Silbergroschen Pfefferkuchen, trank in der alten Schiff-Brauerei die berühmte Mumme, und da ich nun von Braunschweig genug gesehen und genossen hatte, ging ich um vier Uhr weiter.

Dicht vor dem Thor traf ich einen ganzen Trupp Handwerksburschen, die in der tollsten Laune waren. Ausweichen konnte ich nicht gut, also schloß ich mich ihnen an, und kann sagen, ich habe einen sehr vergnügten Nachmittag verlebt.

Das Erste, was wir unternahmen, war, daß wir einen des Weges daherkommenden Bauerwagen anhielten.

Anfangs mußte der Führer desselben wohl glauben, wir hätten Uebles im Sinn, denn er schien Lust zu haben, davon zu galoppiren; wir hielten jedoch die Pferde fest, stiegen auf den Wagen, und er fuhr uns, da er doch gegen 12 bis 13 junger Bursche nichts ausrichten konnte, bis Groß-Lafferde, wenn ich nicht irre, wofür wir ihm jedoch Jeder einen braunschweigischen Groschen gaben.

War schon die Fahrt am Nachmittage unter Ge-

sang und Gelächter vergangen, so sollte der Abend nicht minder heiter verbracht werden.

Wir traten in die Wirthsstube, und nachdem Jeder nach seinen Verhältnissen für Abendessen und Nachtquartier gesorgt hatte, machte ich mich daran, die übrigen Gäste zu mustern.

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich unter den Dorfbewohnern ein sonderbares Männlein. Sein in den Schultern sitzender Kopf war mit einer hellblauen Mütze mit rothem Deckel und breiter Silbertresse bedeckt; ein dunkler Schnurenrock und weite, carrirte Beinkleider vervollständigten die übrige Toilette.

Dieser komische Kauz suchte in einem erbärmlichen Deutsch, welches er mit vielen Floskeln in noch erbärmlicherem Französisch den mit offenen Mäulern zuhörenden Bauern begreiflich zu machen, daß heute Abend der berühmte Professor X. eine Vorstellung geben werde in der höheren Magie, Chiromantik, Nekromantik, Physik and noch anderer tiken und siken, und er sie dazu freundlichst einlade.

Das Ding fing an, mich zu amüsiren, ich redete den Künstler also an, und zwar französisch — erstaunt sah er mich an, schnitt mir eine furchtbar komische Grimasse und stolperte ebenfalls Etwas auf französisch heraus.

War er mir schon sitzend sehr drollig vorgekommen, so mußte ich fast hell auflachen, als er sich erhob, er reichte mir kaum bis an die Brust, und meine Größe ist dem Leser schon bekannt, denn die untere Hälfte seines Menschen war, bis auf ein Paar krummer Beine, in einen furchtbaren Höcker gerutscht.

Man denke sich diese Figur, dieses Gesicht, geziert mit einem martialischen Schnurr- und Kinnbart à la Napoleon III., und man würde mir verzeihen, wenn ich wirklich gelacht hätte. Ich that dies nicht, sondern ersuchte ihn, sich mit dem Französischen keine Unkosten zu machen, sondern mir in seiner Muttersprache zu erzählen, was es eigentlich gäbe.

Er schien förmlich erleichtert aufzuathmen ob dieser Ansprache, denn im schönsten Deutsch aus der Nähe von Berlin lud er mich und meine Kameraden ein, der Vorstellung beizuwohnen.

Erster Platz einen Groschen, ohne der Wohthätigkeit Schranken zu setzen, die übrigen Plätze gegen Naturalien!

Natürlich gingen die Meisten von uns zur festgesetzten Zeit in die große Dorfscheune, woselbst der Schauplatz war.

Der Zwerg war jetzt Kassirer.

Wir stiegen eine schmale Treppe empor und gelangten auf einen Heu- oder Kornboden, an deren

hinteren Wand eine lange, bedeckte Tafel stand, mit allen möglichen Apparaten versehen, jedenfalls für die Herren Bauern und die Bäuerinnen böhmische Dörfer.

Bald begann die Vorstellung, und jetzt war der Zwerg das Orchester! Er spielte ziemlich gut eine große Harmonika, blies dazu eine Papageno-Flöte, die in seiner Weste stak, und hatte um das eine Bein einen Riemen geschnallt, an welchem viele Schellen befestigt waren — bei den betreffenden Kraftstellen seiner Ouvertüre stampfte er mit dem Schellenbein auf den Fußboden, daß der Staub aufwirbelte, und somit war sein Orchester mit Pauke, Schellen, Flöten, Piccolo und allem Möglichen besetzt, und Alles nur von einem einzigen Mann executirt!

Es war zwar eine Höllenmusik, aber der Kerl jedenfalls eine Perle für seinen Prinzipal.

Die Vorstellung ging gut von Statten, denn der weltberühmte Professor that für 1 Sgr. Entrée mehr, als wir verlangen konnten.

Wir gingen bald zu Bett, wo ich zum ersten Mal mit einem Berliner zusammen schlief, der leider mein Vertrauen nicht rechtfertigte, denn am andern Tage vermißte ich mein Taschenmesser; da lobe ich mir noch meinen Räuber auf der Landstraße nach Nauen!

Andern Tags ging's über Peine nach Hannover.

Diesmal war mein Reisegefährte ein kutmitiger Schnaiderkeselle!

Er war nicht nur eine treue, ehrliche Haut, sondern auch ein vortrefflicher Führer, da er schon mehrere Male in der Gegend gewesen war.

Wir bogen bald von der Landstraße ab und gingen über Dörfer und Weiler einen viel näheren Weg nach Hannover. Abends gegen 6 Uhr erreichten wir die Welfen-Residenz.

Mein Auge suchte vor Allem einen Theaterzettel, und bald hatte ich ihn entdeckt.

Himmel! — „Othello!" Carl Devrient!

Vergessen waren die 6 Meilen von heute.

Nur schnell nach der Schneiderherberge, welche mein Reise-Cumpan mir empfohlen — geschwind Toilette gemacht!

Vom Wirth hatte ich bereits die Zusicherung eines Abendbrodes und Nachtlagers erhalten.

Als ich nach einem Weilchen geputzt vor ihm stand und nach dem nächsten Wege zum Hoftheater fragte, lächelte er auf eine eigene Weise und erledigte meine Frage.

Ich kam noch fast zur rechten Zeit ins Theater. Frei Entree war nicht, weil ich mich nicht Vormittags gemeldet hatte; ich mußte mich also bequemen, 3 Gute Groschen für ein Gallerie-Billet zu bezahlen.

Die Vorstellung begann, und ich war im vollsten Sinne im Olymp.

Doch, was ist das? Täuscht mich mein Auge? Nein, das ist mein ehemaliger College Marks! Ich mußte Gewißheit haben, und kaufte mir daher sogar einen Zettel! Eigentlich Verschwendung, aber ich war ja in Hannover, die königliche Theater-Kasse war mir sicher.

Richtig, es war Marks — bald erfuhr ich seine Wohnung, und vollständig befriedigt, voll angenehmer Hoffnung auf Extra-Collecte, verließ ich das Theater.

Als ich in meine Herberge anlangte, erwartete mich der Wirth bereits vor einem sehr anständig besetzten Tisch, so daß ich ihm bescheidentlichst erklärte, ein derartiges solennes Abendessen erlaube meine Kasse nicht. Aber mit der größten Liebenswürdigkeit erwiderte er: „Essen Sie nur ohne Sorgen, ich bin ein Freund der Schauspieler, und daß Sie einer sind, habe ich Ihnen sofort angesehen, wenn Sie mir auch Ihren Paß nicht gegeben hätten!"

Sieh da, der Besitzer der Schneiderherberge ein Mäcen der Künstler! Und er war es in der That, wie ich aus seinen Erzählungen erfuhr. Wie ganz anders war mein College dagegen!

Andern Tags in der Frühe besuchte ich Marks.

Er freute sich, mich wieder zu sehen, servirte mir ein sehr gutes Frühstück, wobei wir unsere Erlebnisse austauschten; als ich jedoch auf das Practische meines Besuches kam und ihn ersuchte, mir eine Collecte zu machen, daß ich im Stande wäre, den weiteren Theil meiner Reise zu fahren, wurde sein Gesicht immer länger, endlich gab er mir den Rath, zum Ober-Regisseur Rottmeier zu gehen; das that ich, erhielt aber statt der üblichen 2 Thaler nur die Hälfte, weil es noch Sommer und die Kasse sehr geschwächt sei. Ich ging, in meinen Erwartungen sehr getäuscht, zu M. zurück, er war empört darüber, und um mich einigermaßen zu entschädigen, gab er mir **Sieben preußische Silbergroschen**, weil sie in Hannover nur 10 Pfennige galten, und da wolle er sie mir lieber geben. — Wie edel, bei 2000 Thalern Gage!

Habe Dank, wackerer College — — —!

Um so liebenswürdiger war mein Wirth, er nahm nur ein paar Groschen von mir, obgleich ich bis über Mittag bei ihm blieb.

Nachdem ich mir die Silberkammer, den Bahnhof, das Schloß angesehen hatte, verließ ich Nachmittags 4 Uhr Hannover.

Ich mochte ungefähr 2 Meilen gewandert sein, als ich ein Städtchen erreichte, mit Namen Stadthagen oder Petershagen, c'est egal! Es war schon

finster und so konnte ich den Namen nicht mehr ordentlich lesen; ich fragte mich nach einem Wirthshause durch und man wies mich nach der Schusterherberge — eigenthümliches Zusammentreffen, bald Schneider, bald Schuster!

Ich trat ein — o weh, das war ein miserables Loch!

Als der Wirth, ein alter Graukopf, mich fragte: „Doch Schuster?" erwiderte ich: „I, was soll ich mich hier geniren, es ist ja weiter Niemand da — nein, ich bin Schauspieler!"

Obgleich der Wirth und dessen anwesende Tochter mich verwundert anschauten, wurde mir doch zu bleiben gestattet. Ich bestellte mir etwas Fleisch und Brod, und bald stand das Bestellte vor mir.

Mit einem gewissen Mißtrauen betrachtete ich das weiße Fleisch und die dünnen Knöchelchen, und fragte den Wirth, welcher Gattung von Vieh diese Ueberreste angehörten, und erhielt die Antwort: „Hase!" Aha, dachte ich, es könnte also auch Karnickel sein! Ich hatte noch nie im Leben Kaninchenfleisch gegessen, und wollte das auch eben versuchen, da fiel mein Blick auf drei oder vier wohlgenährter Katzen. Jetzt wurde mein Verdacht zur Gewißheit, und so hungrig ich war, man hätte mir noch Geld zugeben können, ich hätte nicht einen Bissen von dem Katzenfleisch

essen können. Ich ließ mir daher Käse geben, aß und ging bald zur Ruh.

Der frühe Morgen fand mich schon auf der Straße nach Bückeburg, welches ich Nachmittags erreichte. Eine Beschreibung dieser Residenz sei mir erlassen, nur einer Eigenthümlichkeit muß ich Erwähnung thun.

Bevor man in die Hauptstadt treten darf, stehen rechts und links riesengroße Verordnungen, welche den harmlosen Wanderer mit schwerer Strafe bedrohen, so er gegen hochfürstliche Gesetze verstößt. Eine dieser Verordnungen fiel mir besonders auf, welche ungefähr also lautete: „Das Betteln und „**Fechten**" ist bei strenger „Geld"= und Freiheitsstrafe verboten. Handwerksburschen, so der Unterstützung bedürfen, haben sich auf die Bürgermeisterei zu verfügen!"

Obgleich ich es nun nicht wagen durfte, auf der Bürgermeisterei mich als „Goldarbeiter" auszugeben, so ging ich doch hin, offen gestanden aber nur aus Unsinn, denn ich hatte noch Geld; ich hatte von vorn herein die Ueberzeugung, daß mein Gang vergeblich sein würde. Richtig, auf meine bescheidene Anfrage erhielt ich zur Antwort, daß nur wandernde Handwerksburschen unterstützt würden! — „So, so," erwiderte ich, „also wandernde Künstler, Schulmeister

und Diplomaten können hier verhungern!?" — Es war aber doch gut, daß ich diese Aeußerung mehr für mich, als für die Bückeburger Behörde that, sonst hätte ich am Ende noch andere Einrichtungen der Stadt kennen lernen können.

Ich dehnte meinen Marsch heute noch bis Rinteln aus, woselbst ich auf einem Hopfenboden schlief und am andern Morgen mit einem „Affen" erwachte, ohne einen Schluck getrunken zu haben.

Glücklicherweise zerstreute die frische Morgenluft alle Kopfschmerzen, und bald nach dem Mittagessen erreichte ich Pr. Minden, woselbst ich für 2 Sgr. eine Portion Essen bekam, woran sich sechs Schneider hätten satt essen können, notabene, wenn sie hungrig waren!

Nachdem ich ein wenig gerastet hatte, ging es weiter bis Lübbecke, welches mein heutiges Nachtquartier wurde.

Jetzt war aber meine Kasse derart zusammengeschmolzen, daß ich nur noch einen Groschen besaß, als ich am andern Tage gegen Abend die Thürme Osnabrücks vor mir liegen sah.

Aber mein Muth schwand nicht, war ich so weit gekommen, mußte es auch noch weiter gehen.

Meine ganze Hoffnung basirte sich darauf, in Osnabrück Theater zu finden, dann war ich schöne

raus, wo nicht, so blieb ich dort liegen, schrieb nach Amsterdam und ließ mir so viel von meiner Reise-Entschädigung schicken, um mein Ziel erreichen zu können.

Bevor ich jedoch Osnabrück erreichte, hatte ich noch ein tüchtiges Stück zu marschiren, und der Abend dunkelte bereits mit Macht herein.

Ich schritt so mächtig aus, als es meine Müdigkeit und meine kurzen Beine gestatteten, und langte glücklich gegen 8 Uhr in die mit trüben Oellampen erleuchtete Stadt an.

O Glück! Gleich in der ersten Straße entdeckte ich beim Schein der Laterne einen Theaterzettel! Aber war er auch von dieser Saison? Konnte er nicht zum Andenken von früher hier kleben geblieben sein? Fast zitternd vor Angst, daß es so sei, erreichte ich ihn und las freudig: „Mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung: Heute Theater in Osnabrück. Direction Möwis und Pichler.“

Ich war gerettigt, und da beim Personal bekannte Namen: Grunow, Grashoff, zwei Landsleute und Schulkameraden, sich befanden, war ich noch gerettigter! Hunger und Durst waren vergessen — nein, halt, dem war doch nicht so, denn ich stolzirte, trotz meinem ganzen Groschen, nach der nächsten Herberge — diesmal waren's die Tischler!

„Was für ein Handwerk?“

Der unvermeidliche „Goldarbeiter“ kam als Antwort heraus.

„Hier nicht, die logiren drüben, hier sind blos Tischler!“

Das war mir nun Schnuppe — ich ging also „rüber“, bestellte mir Abendbrod, gab meinen Paß und Effecten ab und ging bald zur Ruh.

Am andern Morgen bekam ich bei meinem Kaffee eine Marke, und auf die Frage: was das bedeute? wurde mir gesagt, daß ich gegen Vorzeigung dieser Karte meinen Paß von der Polizei holen könnte, natürlich müßte ich erst meine Zeche bezahlen! Das ging doch nun nicht, aber mit ziemlicher Dreistigkeit erwiderte ich: „Beruhigen Sie sich, Herr Wirth, ich bin Schauspieler und muß erst zum Herrn Director; wahrscheinlich bleibe ich hier,“ und um ihn ganz sicher zu machen, fragte ich sogar, ob ich bei ihm Kost und Logis haben könnte?

Das war allerdings ein kleiner Schwindel, aber der Wirth glaubte mir, um so mehr, als ich bereits in grand toilette war; so konnte ich ungehindert fortgehen, ohne mein Vermögen angreifen zu müssen.

Die Wohnung des Directors war bald erfragt, und zufällig wohnte mein Freund Grunow mit ihm auf demselben Flur. Mit offenen Armen empfing er

mich, nöthigte mich, den Tag über bei ihm zu bleiben und führte mich bei Herrn Director Möwis ein.

Auch hier wurde ich mit großer Freundlichkeit empfangen, und, in Anbetracht meines kühnen Unternehmens, wie Herr Möwis sich ausdrückte, gestattete er mir, eine Extra-Collecte zu machen, die, Dank meinen Freunden Grunow — Gott hab' ihn selig! — und Grashoff, so gut ausfiel, daß ich den ferneren Theil meiner Reise wenigstens ohne Noth machen konnte!

Gegen 5 Uhr Nachmittags verließ ich Osnabrück und kam um 9 Uhr in ein Dorf, dessen Name mir entfallen ist.

Hier traf ich eine ganz eigenthümliche Sorte von einem Handwerksburschen, nämlich einen Schneider — **ohne Beine**!

Ein kreuzfideler Kauz war es, trotz seinem Mißgeschick. Der fehlende Theil seines Körpers wurde durch einen sinnreich construirten Wagen ersetzt, den er mit den Händen regierte. Ein robuster Kerl begleitete ihn als Beschützer, dessen er auch auf der einsamen Landstraße sehr benöthigt war. Es mußte jedoch ein seltenes Vertrauen sein, welches diese beiden verband, da doch der Krüppel so ganz in die Gewalt des Großen gegeben war, zumal die Einnahmen des Schneiders oft sehr bedeutend waren, denn als ich

ihn fragte, ob es nicht für ihn sicherer und bequemer sei, in irgend einer Stadt zu bleiben, lachte er mich förmlich aus und erklärte: so dumm wäre er nicht mehr, länger als acht Tage bliebe er nirgend in Arbeit und das nur, um sein Wanderbuch in Ordnung zu halten, dann ging es wieder fort. Denn wenn er z. B. in Hannover zwei Stunden in seinem Wagen auf der Herrenstraße stände, so verdiene er mehr, als wenn er wo anders sechs Wochen in Arbeit stände.

So weiß oftmals der Neunte nicht, wovon der Zehnte lebt.

Die Geschäftsumsicht des Knirpses ging so weit, daß er mir, nachdem ich ihm meinen Stand entdeckt hatte, Engagement anbot, er spiele ausgezeichnet Harmonika, und ich sollte Couplets dazu singen, wir könnten ein riesiges Geld zusammenschlagen. Ich habe es nicht angenommen, und so vielleicht mein Glück mit Füßen getreten, man ist manchmal zu leichtsinnig.

Andren Tags gings über Bohmte und Bramsche nach Fürstenau, der berühmten Gewehr-Fabrik. Die Tour ist ein wenig groß, aber ich bin auch ein tüchtiges Stück als blinder Passagier mit einem gutmüthigen Postillon gefahren.

Von Fürstenau ist mir wirklich nichts im Gedächt-

nisse geblieben, deshalb schied ich auch am andern Morgen sehr gleichgültig von ihm, um so mehr, als die guten Fürstenauer mir trotz ihrer vortrefflichen Gewehre doch nichts zur Reise vorgeschossen hätten. Am folgenden Nachmittag langte ich in Lingen an.

In dieser Stadt erfuhr ich etwas, was vielleicht den meisten Geographen und Reisenden unbekannt sein dürfte, nämlich, daß Lingen drei Wunder aufzuweisen hat, und zwar: einen Hafen, aber es sind niemals Schiffe darin, eine Kaserne, obgleich nicht ein Soldat in der Stadt ist, und schließlich ein Gymnasium ohne Schüler.

Wahrscheinlich stammen diese Bauten noch aus der Zeit, als die Herzogthümer Cleve, Jülich und Berg existirten, etwas ganz Genaues habe ich bis heut noch nicht darüber erfahren können.

Ich übernachtete in der freundlichen Stadt, und als ich am andern Morgen meinen Weg fortsetzen wollte, rieth mir mein gefälliger Wirth, nur bis zum nächsten Dorfe zu gehen, da fände ich sicher einen Fuhrmann, der nach Holland hinein fährt; das that ich denn auch und traf richtig einen Hollandfahrer. Nachdem ich mich mit ihm verständigt hatte, was nicht so leicht von Statten ging, da er bereits holländisch kauderwelschte, welches mir jedoch spanisch vorkam, so setzte ich mich auf seinen Leiterwagen und die Fahrt

ging los. Aber o weh! meine Rippen! noch vierzehn Tage nachher war ich wie zerschlagen!

Das waren zwei langweilige Tage. Nichts wie dürres, braunes Haideland, auf meilenweiter Entfernung weder Baum noch Strauch noch eine Spur menschlicher Nähe, dabei fußtiefe Sandwege, so daß die Pferde nur langsam vorwärts konnten. Obenein brannte die Herbstsonne noch mit einer Gluth auf meinem armen Pelz, daß ich mich aus Verzweiflung auf den Boden des Wagens legte und die fünf oder sechs Sitzbretter als Dach über mir zusammen schob, aber das war noch schrecklicher; jedoch, was wollte ich machen, hier hieß es wirklich: lieber schlecht gefahren als stolz gelaufen.

So kamen wir den ersten Tag nach Bennebrügge, bereits Holländischer Boden. Ich suchte in dem Wirthshause bald mein Lager und schlief wunderbar in dem herrlichen holländischen Bette, aber das Erwachen war mit wenigerem Wohlbehagen verknüpft, ich armes Wurm mußte für meinen ruppigen Fuhrmann auch noch die Zeche bezahlen, ich protestirte mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dagegen, wobei mir zum Glück ein deutscher Handelsmann mit seiner Frau, die der holländischen Sprache zur Seite stand, mächtig waren. Des Morgens in der Frühe ging es mit dem Rumpelkasten weiter.

Meine Absicht war, nach Zwolle zu kommen, mich dort des Amsterdamer Dampfbootes zu bedienen, und selbst, wenn ich nicht genug Geld zur Ueberfahrt hatte, glaubte ich doch beim Capitain, durch Vorzeigung meines Passes und Contraktes, so viel Credit zu finden, daß er mich mitnahm. Das hatte ich auch mit meinem Fuhrmann besprochen und accordirt, er hatte ebenfalls gesagt, daß er nach Zwolle fahre. Wie erstaunte ich daher, als er am zweiten Tage Nachmittags gegen fünf Uhr mir ankündigte, wir wären an Ort und Stelle. Ich fragte sehr erfreut, ob das schon Zwolle sei, erhielt aber zur Antwort: neen, dat is Hasselt. Ja zum Teufel, ich will nach Zwolle, Ihr habt mich betrogen, gebt mir mein Geld wieder. So begann ich zu lärmen, bis er mir begreiflich machte, daß ich ja noch einige Meilen näher an Amsterdam sei, und das Zwollsche „Stromboot" hier vorüber käme, um mich abzuholen.

Beruhigt ging ich also „in het Logement", wo ich so viel zu essen bekam, wie noch nie in meinem Leben. Ich überzählte mein Geld, und da ich erfahren hatte, daß ein Deckbillet bis Amsterdam nur 75 Cents, ungefähr 12 Silbergroschen 6 Pfennige Pr. kostete, so fand ich meine Baarschaft ausreichend, auch meine Zeche noch bezahlen zu können, und begann mich bereits recht behaglich zu fühlen.

Ein kleiner Schrecken verursachte jedoch eine unangenehme Rückwirkung.

Es wurde nämlich plötzlich die Thür aufgerissen, ein Mann stürzte herein und brüllte: „de paaken brenn!"

Alles sprang auf, ich natürlich auch, denn ich glaubte nicht anders, als die „Paaken", in meiner Phantasie irgend eine Ortschaft, ständen in hellen Flammen.

Wo denn? wo denn? rief ich ängstlich.

Aber keiner der Anwesenden nahm Notiz von mir, im Gegentheil, Alle waren mit der größten Ruhe beschäftigt, Packete, Kisten, Bündel 2c. auf einen Wagen zu packen.

Da ich nun am ganzen Horizont nirgend einen Feuerschein bemerkte, so ging mir ein Licht auf; der vermeintliche Feuerruf sollte heißen: die Packete bringen (brengn)! Etwas beschämt zog ich mich zurück.

Die Nacht verging, der Morgen kam und mit ihm wieder Schreck und Verlegenheit. Meine Zeche machte 1 Thaler 5 Silbergroschen, es war nicht zu billig, hingegen ich bezahlte ohne Murren; jetzt blieben noch 20 Silbergroschen, das war ja genügend. Ich ging also zu rechter Zeit nach dem Billet-Verkauf.

Vorher jedoch hatte ich, um recht bedürftig auszusehen, meinen guten Rock abgelegt und nur den

Leinwandkittel anbehalten, so mußte ich ja ein Billet bekommen. Der billige Preis war eben nur eine Vergünstigung für unbemittelte Reisende.

Ich trat an den Schalter und verlangte mit armer Sündermiene ein Billet.

O Himmel, das war nicht! Billet bis Amsterdam kostet 2 Gulden 50 Cente! circa 1 Thaler 10 Silbergroschen. Baff! da stand ich und das Dampfschiff war schon zu sehen. Ich lief zu meinem Gasthause zurück und suchte meinen Wirthen mein Leiden klar zu machen, sie verstanden auch und schafften Rath, denn Gott verläßt keinen Deutschen nicht!

Ein alter Bootsmann wurde herbeigerufen, und als er erfuhr, was mir fehlte, machte er sich anheischig, mir ein Billet zu schaffen. Mit Freuden gab ich ihm 15 Silbergroschen und er brachte mir auch bald darauf die Karte. Für den Rest von 5 Silbergroschen kaufte ich noch ein Stück Schwarzbrod, Käse und etwas Genevre. So ausgerüstet, betrat ich das inzwischen angelangte Dampfschiff und bald war ich auf der Zuidersee.

Wenn es auch meine erste Seereise war, so fand ich doch bald nichts Besonderes dabei. Ich sah Wasser, Himmel und Segeltuch. Wellenschlag war nicht, die Ufer höchst langweilig; dieses Gefühl bemächtigte sich auch meiner, ich verzehrte die mitge-

brachten Victualien, trank meinen Genevre aus, und da es mir eben nicht gefiel, ging ich in den Maschinenraum, streckte mich auf eine Bank und war bald fest eingeschlafen.

Da, mit einem Male: Rufen, Lärmen, Commandoworte — Kettenklirren! Die Maschine arbeitet furchtbar — Himmel, wir sinken! — —

Ich fahre jäh von meiner Bank auf, stürze die Cajütten-Treppe hinauf und — was fand ich —? den schönsten Nachmittags-Sonnenschein — wir waren gelandet!

Und vor mir lag im feuchten Sonnenglanze
Die Riesenstadt am blauen Amster-Strom!

Ich war da! —

War nun mein Spaziergang für den Leser nicht so interessant, als für mich, so möge er entschuldigen — ich habe wenigstens das Eine bewiesen, daß ein Mensch mit fester Willenskraft auch das Schwierigste zu vollbringen im Stande ist!

Gastspiel-Anekdoten von Theodor Döring.

I. Der verschwundene Percy.

Wer kennt ihn nicht, den großen Mimen Döring? Aber wer ihn kennt, wird auch von seinen Eigenheiten zu erzählen wissen!

Bei dem wievielsten Gastspiele Döring's in Köln es war, weiß ich nicht mehr zu bestimmen, als unserm Theodor wieder etwas sehr Aergerliches passirte. Er spielte seine Glanzrolle, den Fallstaff in Heinrich IV.

Herr Hübner hatte die Rolle des Percy und Wüst die Heinrich's, nebenbei bemerkt, ein paar riesige Vertreter dieser Rollen, da, Beide zusammen gemessen, noch nicht zehn und einen halben Fuß hatten, zudem war Hübner etwas nervenschwächlicher Complexion, und konnte vor Allem kein Blut sehen!

Im fünften Act, Scene vier, kommt Douglas und ficht mit Fallstaff, der niederfällt, dann kommt Heinrich und ficht mit Percy. Beide in Helmen und den besten Harnischen, die vorhanden waren. Da bekommt Percy-Hübner einen Schlag auf den Helm, das Visir, welches nur mit einem Faden an der Helmspitze befestigt war, fährt mit einiger Vehemenz herunter und trifft Hübner auf die Nase, er fällt und faßt im Schmerz nach seinem Gesichtsvorsprunge, und — o Schrecken! zieht die Hand blutig zurück — — Jetzt war's mit ihm aus, sein letzter Satz: „O Heinrich, Du beraubst mich meiner Jugend!" kam nicht mehr, sondern nur die ängstlich hervorgestoßenen Worte: „Tragt mich ab, ich bin verwundet! Schnell einen Arzt!" Wüst-Heinrich wird selbst unruhig und winkt einigen Statisten in der Coulisse, diese kommen eiligst und tragen auf Wüst's Zeichen Hübner ab.

Döring hatte wohl gehört, daß Etwas vorging, aber da er auf dem Bauch lag, weil er sich todt stellen muß, nichts gesehen. Jetzt richtet er sich auf, sich nach Percy umsehend, mit den Worten: „Ich will ihn in Sicherheit bringen und will schwören, daß ich ihn umgebracht habe!" Aber o weh! Adieu Heinrich, adieu Percy!"

Mit wüthenden Blicken sucht er herum, starrt ins Publikum, fängt mit den Füßen an zu strampeln und

geht unter schallendem Gelächter des Auditoriums ab. Die ganze Scene war geworfen. Man kann sich die Wuth Döring's denken!

Er stürzte förmlich in seine Garderobe, wo er einige Fuß hoch sprang und mit seinem Lieblings-Ausdruck: „Das kann nur mir passiren!" seinem Herzen Luft machte.

Jetzt kam Wüst, um noch mehr Oel ins Feuer zu gießen.

„Bester Herr Döring," begann er höchst bescheiden, „Sie sind durch meine Schuld um einen Ihrer schönsten Effecte gekommen — ich bitte Sie, mir zu verzeihen!"

„Hinaus!" schrie ihn Döring an — „Sie Bursch! Lernen Sie erst gehen auf dem Theater, ehe Sie Comödie spielen wollen!"

„Aber Herr Döring —"

„Hinaus, Schulknabe! Hinauuuus!!!"

Jetzt reißt auch Wüst die Geduld, der sonst ein höchst gemüthlicher, ruhiger Mensch ist.

„Hören Sie mal, mein Herr, ich komme hierher, um mich artig zu entschuldigen — aber wenn Sie hier von Burschen und Schulknaben reden, dann sind Sie ein alter Ochse!"

Sprach's und verschwand.

Döring war baff! Zum Glück war das Stück aus,

aber Döring's Malheur noch nicht, welches am andern Tage seine Fortsetzung finden sollte.

Der Regisseur Herrmann lag krank zu Bett. Zu diesem eilte Döring am andern Morgen, um die ihm zugefügte Unbill zu melden.

Er stürzt ins Zimmer, stellt seinen sehr eleganten Cylinderhut aus der Hand und postirt sich vor Herrmann's Bett.

„Weißt Du, was ich bin?" beginnt er ohne alle Einleitung.

„Nun, unser berühmter College Döring!"

„Nein, ich bin ein alter Ochse!"

„Ah — wer sagt denn das?"

„Nun, Deine Mitglieder!"

Und er erzählte den Vorfall. Herrmann war schon unterrichtet und suchte ihn so viel wie möglich zu beruhigen. Jetzt kam auch der Director L'Arronge und bemühte sich ebenfalls, den wüthend auf- und niederstürmenden Fallstaff zu besänftigen. Fast wäre es den vereinten Anstrengungen Beider gelungen, aber — da öffnete sich die Thür und herein trat — Wüst.

Döring, ihn sehen, auf die Hüte losspringen, einen ergreifen und zur Thür hinaus, war das Werk eines Augenblicks!

Alle sahen sich verwundert an und wollten eben anfangen, in ein Gelächter auszubrechen, als die Thür

abermals aufgerissen wurde und Döring mit einem Sprung und dem Ausruf: „Das kann nur mir passiren!“ ins Zimmer stürzte.

Er hatte statt seines eleganten Cylinderhutes in der Eile des Directors ziemlich schäbigen Filz ergriffen und war damit auf die Straße gerannt.

Nachdem er seinen richtigen Hut genommen, blickte er fast wehmüthig die Anwesenden an und lispelte: „Ihr habt Recht, ich bin ein alter Ochse — aber,“ setzte er wieder heiter hinzu — „doch der große Döring!“

II. Die Kittnase.

Der Kaufmann von Venedig wurde gegeben.

Döring, als Shylok, riß das zahlreich versammelte Publikum zu wahrem Beifallssturme hin. Alles ging vortrefflich, die Mitglieder waren sichtlich bemüht, den berühmten Gast mit ihrer besten Kraft zu unterstützen. Aber ach — das hämische Fatum lauerte bereits hinter der Couliſſe, diesmal in Gestalt eines Choristen, der die Rolle des Tubal spielte.

Freund Hartmann, ehemals Director eines Meerschweinchens, war sonst ein stiller, gutmüthiger Mensch, aber ich weiß nicht, an diesem Abend kam er mir doch etwas diabolisch vor. War es nun Absicht von ihm, oder Zufall, kurz, er hatte als Tubal ganz dieselbe Maske gemacht, wie Döring als Shylok: derselbe Bart,

die Stirnlocke, das Käppchen, und um ihm ganz ähnlich zu sein, hatte er sich eine sogenannte Judennase von Kitt gemacht. Director Ernst, der die Regie hatte, sah ihn nicht, und uns Anderen konnte es ja gleich sein, wie sich Herr Director Hartmann schminkte. Seine Scene kommt (die Erzählung der gesunkenen Schiffe), Döring starrt schon den auftretenden Tubal, sein zweites Ich, an, kann doch aber nichts mehr sagen.

Hartmann hält sich auch wacker, er bringt Wort für Wort.

Da geschah's! — —

Ob Döring nun ein bischen stärker agirte, oder was es war, weiß Keiner, aber plötzlich fährt der herabhängende Aermel von Döring's Kaftan Hartmann an die Kittnase — und patsch! da liegt sie an der Erde — — —

Hartmann wird verwirrt, faßt mit der Hand nach dem Hauptbestandtheil seiner Judenmaske, vermißt die Nase und guckt suchend am Boden umher, wo sie wohl liegen mag?! Das Publikum hatte den ganzen Vorfall bemerkt, und schadenfroher Applaus und Gelächter erschüttert das Haus.

Döring geht ab, um hinter der Scene wieder in die Luft zu springen und auszurufen: „Das kann nur mir passiren!“

Hartmann kam und entschuldigte sich mit den Worten: „Bei Otto Lehfeldt ist mir das nicht begegnet!" Das stieß dem Faß den Boden aus, denn es klang ja gerade, als ob Lehfeldt den Shylok besser spielte.

Döring schleuderte ihm nur einen vernichtenden Blick zu und fragte dann: „Wie heißt der Mensch?"

„Hartmann!" antwortete Einer.

„Das dachte ich mir," rief Döring, „der kommt ins H. —! Ich habe ihn nie leiden mögen — jetzt hasse ich ihn!"

Was Döring damit sagen wollte, blieb uns unklar, denn er hatte Hartmann nie gesehen; aber derartige Scherze muß man dem großen Künstler zu Gute halten — es ist ja Döring, der große Chargenspieler, wie er sich selbst nennt!

Hartmann soll aber nie wieder eine Kittnase aufgelegt haben! — — —

III. Die geschminkte Souffleuse.

Es war Probe von Nathan. Wir waren Alle versammelt und warteten auf Döring, endlich kam er und die Probe begann.

Nun ist es wohl allgemein bekannt, daß der große Mime, obgleich er jede seiner Paraderollen wohl mehr als hundert Mal gespielt hat, doch ohne Souffleur nicht fertig wird. So auch hier. Er beginnt seine Scene, und entweder fehlte ihm ein Wort oder aus Gewohnheit blickt er in den Kasten, stutzt, fährt zurück, blickt wieder hin, und wendet sich zum Regisseur mit den Worten:

„Auf diese Frau kann ich nicht spielen, die stirbt bis Abend, sie hat ja das Fieber im höchsten Grade!"

„Bewahre!" antwortet Hermann, „die alte Brenk sieht immer so leidend aus?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, die Frau stirbt, sie hat das Fieber!"

Dabei blieb er, und es kostete Mühe, ihn zu bewegen, weiter zu probiren, wobei er immer ängstlich in den Kasten blickte, vielleicht, um jeden Augenblick die letzten Seufzer der armen Frau zu hören.

Indessen ging die Probe noch vor dem Ableben derselben zu Ende.

Mutter Brenk hatte erfahren, daß ihr bleiches Gesicht dem Gaste nicht gefiel und schminkte sich am Abend knallrothe Backen.

Die Vorstellung beginnt, Döring tritt auf, sieht in den Kasten und bemerkt, wie ihm die Souffleuse mit dem rothen Gesicht selbstzufrieden zunickt. Er schrickt zusammen, spielt aber doch meisterlich wie immer.

Sobald er in die Coulisse kommt, packt er Hermann bei den Schultern, „was habe ich Ihnen gesagt?" ruft er, „die Frau stirbt, jetzt ist das Fieber zum Ausbruch gekommen, sie glüht ja, wie ein gesottener Krebs!"

Lachend erklärte ihm Hermann den Grund dieses Erröthens.

Da lachte auch er, der große Mann, und brach in die ewig denkwürdigen Worte aus:

„Verrücktes Frauenzimmer!"

Eine Theaterprobe.

Hercules, einer der berühmtesten Heroen der griechischen Fabelwelt, hat die ihm aufgebürdeten zwölf Strafarbeiten mit ziemlicher Leichtigkeit vollbracht. Hätte Eurystheus ihm das Einstudiren eines sogenannten „Ausstattungs-Stückes" an einem großen Residenztheater als dreizehnte Aufgabe gestellt, wer weiß, ob die Kraft des Ahnherrn der Herakliden sich nicht daran gebrochen hätte.

Von der Mühe und Arbeit unter Anspannung aller Kräfte, von der Menge der Verdrießlichkeiten, des Aergers und wiederum der Langmuth und Geduld, die beim Einstudiren einer „Féerie", wie das echte Zauber- und Spectakelstück in der Kunstsprache heißt, mit in den Kauf geht, hat die große Mehrheit der Theaterbesucher keine Ahnung. Eine einzige Scene wird oft zwanzig Mal wiederholt, bevor Alles

in ihr, nach dem technischen Ausdrucke, „klappt“. Aber auch manche heitere Scene spielt sich bei solchen Proben ab und Manches, wovon des Sängers Höflichkeit zu schweigen hat.

Wir wollen es versuchen, eine solche Theaterprobe anschaulich zu machen, obgleich die minutiöseste Beschreibung hinter der Wirklichkeit immer zurückbleiben wird. Zuvor geben wir in Kürze ein Verzeichniß derjenigen Personen, die für einen theatralischen Flitterstaat erforderlich sind; wir greifen zu diesem Zwecke aus der Reihe der Berliner Bühnen das Victoria-Theater heraus und nun höre und staune man, wer und was Alles aus einem einzigen Directionssäckel Gagen und Gehalt bezieht: Dramaturg, Ober-Regisseur, Theater-Arzt, Syndicus, zweiter Regisseur, Cassen-Rendant, Bureau-Vorsteher, Buchhalter, Inspicient, Cassirer, Bibliothekar, Haus-Inspector, Requisiteur, Orchesterdiener, Cassendiener, Theaterdiener, Capellmeister, Concertmeister, Ballet-Dirigent, Orchester-Mitglieder, Souffleur, Haus-Statisten, Logendiener, Decorationsmaler, Farbenreiber, ein Hof-Friseur mit vier Gehülfen, Maschinenmeister, Theatermeister, Schnürmeister, Beleuchtungs-Inspector, Dirigent der elektrischen Apparate, Illuminateure, Schlosser, Klempner, Tischler, Zimmerleute, Asphaltarbeiter, Ober-Garderobier und Garderobiere mit zwanzig Gehülfen

und Gehülfinnen, Theater-Feuerwerker, Hülfsarbeiter, Gärtner, Portier, Fegefrau und Nachtwächter.

Dazu kommen: Dramatische Künstler und Künstlerinnen, zweiundzwanzig an der Zahl, der größte Theil dotirt mit bedeutenden Gagen, Chorpersonal, bestehend aus vierzig Mitgliedern, Balletmeister, acht Solotänzerinnen, vierundzwanzig Tänzerinnen vom Corps de Ballet, hundert Figurantinnen und dreißig Ballet-Eleven.

Außer diesen Gagen und Gehältern braucht das Victoria-Theater an Extra-Ausgaben für Zeitungs-Annoncen, Zetteldruck, Säulen-Anschlag, Beleuchtung 2c. täglich vierzig Thaler. Der Selbstherrscher eines solchen kostspieligen Staates muß, wenn er keinen Zaubersäckel hat, bei seinen Stücken die Goethe-schen Worte beherzigen:

„Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht, und nicht Maschinen!
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden,
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehl' es nicht."

Glückt es dem Direetor, sein Stück dem Geschmacke des großen Publikums anzupassen, dann trifft auch ein, daß

„. . . wie in Hungersnoth um Brod an Bäckerthüren,
Um ein Billet das Volk die Hälse bricht."

Dann kann er „wegen der großen Kosten“ erhöhte Preise eintreten lassen, und die Billethändler machen nebenbei noch brillante Geschäfte.

Wir wollen hier eine Theaterprobe schildern. Was muß aber mit einem Stücke erst Alles geschehen, bevor es zur ersten, der sogenannten Arrangir-Probe gelangt! Versuchen wir dies unsern Lesern einigermaßen klar zu machen. Zuerst geht das vom Dichter der Direction eingereichte Stück durch das Fegefeuer eines Prüfungs-Comité's; wird es von diesem als schlackenrein befunden, so wandert es zum Rollenschreiber; dann folgt eine Conferenz zwischen Director, Dramaturg, Verfasser und Regisseur wegen Besetzung der einzelnen Partien; darauf Leseprobe unter Vorsitz des Ober-Regisseur, wobei jeder Schauspieler seine Rolle in geordneter Scenenreihe ablieſt. Nach der Leseprobe hat sich der Verfasser erst einiger Privat-Scenen zu erfreuen. Er will sich entfernen, doch der zweite Liebhaber hält ihn zurück, zeigt ihm ein Heft und redet ihn an: „Haben Sie diese Rolle für mich geschrieben? Wissen Sie, Herr! daß ich in Anclam den Othello und in Züllichau den Franz Moor gespielt habe? — Und mir eine Rolle von vier Bogen? — Hört mich, und dann geht heim,“ declamirt er aus Shakespeare; „mir ist Verräthers Urtheil heut' gesprochen, und dies giebt mir den Tod.“ Noch einen

Blick tiefster Geringschätzung wirft er auf den Dichter, dann geht er mit Heldentritt ab durch die Mitte. Von der andern Seite kommt die niedliche Soubrette und bittet gar süß: „Ach, lieber Herr Doctor, schreiben Sie doch ein Liedchen für meine Rolle. Fräulein Süßmund hat eine große Bravour-Arie und ich gehe musikalisch ganz leer aus." Der Dichter verspricht galant diesem Wunsche nachzukommen und verschwindet eiligst.

Nach acht Tagen ungefähr legen die Decorationsmaler ihre Skizzen und der Maschinenmeister seine Modelle dem Director vor, der Garderobier nimmt Maße zu den drei- bis vierhundert neuen Costümen, die Modewaaren-Handlungen senden Proben ihrer Wollen-, Sammet- und Seidenstoffe an die Direction, Gold- und Silbertressen werden herangefahren und die Fingerchen einiger Dutzend Nähterinnen in Bewegung gesetzt. Der Componist arbeitet Tag und Nacht, um liebliche Melodien, rauschende Märsche und sinnenbestrickende Tänze zu ersinden, die Notenschreiber arbeiten sich an den Orchester-Stimmen die Finger wund, durch Aufrufe in den Zeitungen werden achtzig junge und „wohlgebaute" Mädchen zur Mitwirkung verlangt; es melden sich aber deren wohl tausend. Diese Mädchen werden nun in kleinen Trupps nach dem Theater-Bureau beschieden und einzeln gemustert.

Der Dramaturg, ein früherer Arzt, vertritt hierbei die Rolle der „Probirmamsell". Die erste ist ihm zu klein, die zweite zu groß, die dritte zu jung, die vierte zu alt, die fünfte zu rund, die sechste zu eckig, die siebente endlich hat das Glück, vom Secretär in die Liste der Mitwirkenden aufgenommen zu werden.

Ist nach einigen Wochen das nöthige Contingent herausgefunden, so werden sämmtliche achtzig Mädchen dem Balletmeister als Rohmaterial überliefert, um Figurantinnen daraus zu formen, nebenbei bemerkt, eine der schwierigsten Aufgaben bei der ganzen Unternehmung. Auf dem Malersaal fliegen indeß die Pinsel wie die Schwalben im Frühling, ganze Eimer, gefüllt mit Himmelblau, werden auf der am Boden ausgespannten Leinwand umgeschüttet, und die Farbe mit einem Reisigbesen nach allen Richtungen vertheilt; das heißt in der Kunstsprache: „Luft malen", auch „grundiren". Bestellte eiserne Walzen kommen aus verschiedenen Fabriken, Modelle aus Darmstadt, wo der Maschinenmeister, einer der ersten seines Faches, domicilirt; Tischler, Zimmerleute, Klempner und Schlosser hobeln, sägen, löthen und feilen, daß es eine Lust ist für Jeden — der seine Ohren davon fern halten darf. Bei dem Allem ist der Geldschrank der Direction das belebende Princip. — Die ganze Ausstattung eines solchen Stückes kostet gewöhnlich

fünfzehn- bis zwanzigtausend Thaler, doch nach den ersten dreißig Vorstellungen ergiebt sich im günstigen Falle schon ein Ueberschuß für die Casse des Directors. Wir sprechen hier speciell von dem Victoria-Theater zu Berlin, welches dort allein in großen Féerien und gewinnbringend nur noch in Hermann Hendrichs' Gastspielen macht.

Das Wallner-Lebrun-Theater führt dem Publicum Possen und Volksstücke vor, die letzteren oft von wirklich poetischem Werth. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater hält sich mehr zu dem leichtblütigen Offenbach; am Woltersdorff-Theater ist die Posse dominirend; Kroll's Etablissement executirt im Sommer eine recht gute Oper, und im Winter bringt es mit großer Pracht und großen Kosten Weihnachts-Ausstellungen — soweit es die französische Gesandtschaft erlaubt. Die nach Aufhebung der Concessionen neu hinzugekommenen Dutzend-Theater sind als Kunst-Institute noch von keiner besonderen Bedeutung; einzelne zeigen jedoch schon, daß aus ihnen noch Etwas werden kann.

Kommen wir nun endlich zur Theaterprobe!

Sämmtliche Leser mögen sich vom Herrn Director Cerf als eingeladen betrachten, und zwar ganz gegen die Hausordnung, denn nach dieser darf während der Proben kein Uneingeweihter die

Räume des Theaters betreten. Es muß sich aber ein Jeder nach seinem Platze hin fühlen, denn in den Proben, mit Ausnahme der Generalprobe, die einer wirklichen Aufführung gleichkommt, ist der Zuschauerraum nicht beleuchtet. Auf der Bühne jedoch bemerkt man einen schwachen Versuch von Nachbildung heiteren Sonnenglanzes, da eine theilweise Costümprobe gleichzeitig in Aussicht steht. Kurz vor Beginn der Probe erscheint auch noch der Präses der Berliner Theaterliteratur in Zettelform, die Säule der dramatischen Kunst in Typen, Herr Ernst Litfaß, und zwar in Begleitung eines tüchtigen Zeichners, der von ihm den Auftrag erhalten hat, nach den prächtigen Costümbildern des Hof-Photographen Herrn Graf ein illustrirtes Riesenplacat anzufertigen, durch welches an einem schönen Morgen der werdenden Weltstadt die freudige Nachricht verkündet werden soll, daß die Feen, Elfen und Gnomen mit ihrem ganzen luftigen Märchengefolge in die Räume des an der Straße der Münzen gelegenen Musentempels eingezogen sind, um dort Abend für Abend wieder ihre lustigen Capriolen zu machen. Und wie der Militärarzt seinem Regiment in die Schlacht folgt, um bei Verwundungen und Erkrankungen gleich hülfreich bei der Hand zu sein, so sehen wir hier den Theater-Agenten mit einem contractgefüllten Besteck, um etwaige durch

Krankheit, Caprice oder Unbrauchbarkeit entstehende Lücken im Personal durch neue Engagements sofort wieder auszufüllen. —

Endlich, nachdem ein Jeder seinen Platz eingenommen, beginnt die Probe.

Der Ober-Regisseur kommt mit gedankenvoller Miene, das Regiebuch unter dem Arm, die Klingel in der Hand, und setzt sich an einen Tisch neben dem Souffleurkasten; ein zweiter Stuhl ist für den Director gestellt, auch nimmt wohl der Verfasser oder Bearbeiter des gerade zu probirenden Stückes ab und zu diesen Platz ein; der Capellmeister hat sich's auf dem Dirigirstuhl im Orchester bequem gemacht und plaudert mit dem neben ihm sitzenden Concertmeister, der zugleich ein trefflicher Violinvirtuose ist; der Orchesterdiener legt Noten auf die Pulte für die Musiker; der Decorationsmaler rennt nach vorn und hinten, er taucht unter in die Tiefen der Versenkung, von da schwingt er sich wieder auf zur schwindelnden Höhe des Schnürbodens, überall die Theaterarbeiter zurechtweisend, denn Jeder von diesen hat seine besonderen Taue zu ziehen oder Coulissen zu schieben. Der Balletmeister instruirt ein paar schwer capirende Balleteusen, und belehrt sie, wie sie die Beine zu werfen, was sie für Attitüden, Pirouetten und Entrechats zu machen haben; die Prima-Ballerina sitzt

unter altem Gerümpel auf einem Papptthron im tiefsten Hintergrunde der Bühne und überreicht mit vielverheißendem Lächeln dem zu ihren Füßen kauernden Grafen „Confiturini“ den Wunschzettel für ihren in wenigen Tagen eintreffenden Geburtstag (der nämlich alle zwölf Wochen wiederkehrt); und mit prüfenden Blicken mustert der Requisiteur seine „Erfordernisse“, da das Fehlen selbst einer Stecknadel die heilloseste Verwirrung hervorzurufen im Stande wäre. Gegen die Brüstung einer Prosceniumsloge lehnt der Dramaturg und schäkert mit der Soubrette, die dabei ungenirt eine Caviarsemmel verzehrt; forschend blickt der Theaterinspector überall umher, ob sich auch kein Unberufener mit eingeschlichen hat, der die Geheimnisse der Theaterprobe verrathen könnte. Und während der Maschinenmeister schweißtriefend unter dem Podium herumkeucht, die Walzen, Räder und Taue prüfend und den Arbeitern in der Unterwelt gemessene Instructionen ertheilend, fliegen auf der Bühne Coulissen und Setzstücke von und nach allen Seiten, vom Schnürboden herab senkt man Gardinen, die mit Centnergewichten behängt sind, um die bemalte Leinwand immer glatt und straff zu erhalten, Versenkungsklappen öffnen sich, Zaubermöbel steigen auf, so daß die auf dem Theater Stehenden immer nach unten und oben, nach hinten und nach beiden Seiten zu-

gleich ihr Augenmerk richten müssen, wenn sie nicht urplötzlich versinken, einen Wolkenwagen mit einer Fee auf den Kopf oder ein hölzernes Rosengebüsch in die Weichtheile bekommen wollen.

Jetzt kommt der Director, langsam und gemessen wie ein Feldherr überblickt er das Terrain, dann setzt er sich auf seinen Stuhl; der Souffleur, ein intelligenter Mann, der in seiner Jugend die Hörsäle der Universität und den Fechtboden besucht hat, steigt hinab in den Orcus; auf einen Wink des Oberregisseurs läutet der Theaterdiener die große Glocke, die im Garten und durch das ganze Haus erschallt, und in wenigen Minuten ist der Bühnenraum dicht angefüllt mit Menschendarstellern und solchen, die es zu sein vermeinen.

Schmiegen wir uns nun still in eine Logenecke und lassen die Leutchen auf der Bühne selbst reden.

Ober-Regisseur (geht mit der gedämpften Klingel auf dem Theater herum): „Die Damen und Herren, die in der ersten Scene nichts zu thun haben, ersuche ich die Bühne zu räumen. — Aber, Herr Seppel, lassen Sie doch jetzt die Farce, aus Ihrem Taschentuch Springemäuschen zu machen. Wir sind ja nicht zum Spaße hier. — Also: Act eins, erste Scene. — Chor! — Was ist denn das da hinten für ein Gesumme? — Fräulein Rosenthal, wollen Sie

endlich der Ansicht Raum geben, daß Sie sich hier in keinem Bienenkorb befinden?! Heran hier! — Stellen Sie sich aber nicht Alle auf einen Haufen, wie die Schafe, wenn es blitzt. Breiten Sie sich ein wenig aus; schließen Sie einen Halbkreis!"

Capellmeister (klopft ungeduldig mit dem Dirigirstab auf den Souffleurkasten): „Ich dächte, wir fingen an. Um ein Uhr möchte ich zu Trarbach, meinen Mosel trinken, sonst bin ich morgen krank."

Regisseur: „Vorwärts! — Chorgesang, Nummer eins: Welche Lust —"

Chor (singt): „Welche Lust gewährt das Reißen —"

Regisseur (springt wüthend von seinem Stuhle auf): „Haaalt! — Haben Sie nicht einmal so viel in der Schule gelernt, daß Sie Reisen von Reißen zu unterscheiden verstehen? — Ich wünsche Ihnen nur so einen Rheumatismus, wie ich ihn manchmal habe, damit Sie erkennen lernten, daß das Reißen keine Lust gewährt. — Herr Uhlich, Sie zahlen fünfzehn Silbergroschen Strafe für's Lachen. — Jetzt sprechen Sie die Worte hübsch so, wie sie in der Rolle stehen. — Bitte, Herr Capellmeister, noch einmal!"

Chor (singt): „Welche Lust gewährt das Reisen —"

Regisseur: „So ist's gut! — Nach Beendi-

gung des Chors blicken Sie nach rechts und schreien, mit dem Ausdruck des Entsetzens: ‚Zu Hülfe! Die Schlange!‘ Dann fliehen Sie nach links hinüber; von rechts kommt die böse Fee Dämona, in Gestalt einer Schlange. Also —"

Chor (schreit): „Zu Hülfe! Die Schlange!" (Laufen bunt durcheinander nach links hinüber.)

Regisseur: „Noch einmal zurück! — So mögen die Chordamen wohl um Hülfe schreien, wenn sie geküßt werden; in dem Aufschrei ist nichts von Entsetzen bemerkbar. Blicken Sie auf mich! Das machen Sie so (giebt seinem Gesicht einen entsetzlichen Ausdruck): ‚Zu Hülfe! Die Schlange!‘"

(Allgemeines Gelächter.)

Regisseur (streng): „Was lachen Sie?"

Fräulein Rosenthal: „Ach, Herr Regisseur, Sie sehen zu komisch aus!"

Regisseur (ärgerlich): „Na ja, Sie halten das Alles hier für Spaß. (Schreit:) Requisiteur, wo ist denn die Schlange?"

Requisiteur (aus tiefstem Hintergrunde): „Ich leime ihr eben den Kopf an. Die Katze ist wieder dabei gewesen."

Inspicient (halblaut): „Das ist Kahlbaum's Zibethkatze vom Nachbarhofe. Wenn ich die einmal erwische, hat sie ausgemaust."

Regisseur: „Probiren wir jetzt erst den Aufzug der Königin Furibunda mit ihrem Gefolge. Herr Petermann, ist der Zug gestellt?"

Petermann: „Alles in Reih' und Glied. Nur Musik, dann marschiren wir los!"

Director: „Aber Sonnenfeld, stehen Sie doch nicht da wie ein Bäckergesell' mit Ihren schiefen Beinen! Sie sind nicht hier, um Teig zu kneten, sondern einen Reichsgrafen in voller Würde zu repräsentiren. (Zum Orchester:) Worauf warten Sie denn noch?"

Capellmeister: „Die Königin, Fräulein Süßmund, fehlt an der Spitze des Zuges."

Director: „Wo ist denn Fräulein Süßmund?"

Regisseur: „Fräulein Süßmund, wo sind Sie?"

Inspicient (ruft in die Coulissen): „Fräulein Süßmund!"

Alle: „Fräulein Süßmund!"

Theaterdiener (kommt vorgestürzt): „Herr Director, ich komme eben von dem Fräulein; sie läßt sich krank melden und meint, die nächsten vier Wochen werde sie wohl das Bett hüten müssen."

Director (in halber Verzweiflung): „Krank? — Da haben wir's. — Das hat sie sich in der vergangenen Nacht auf dem Corps de Ballet-Ball bei Kroll geholt, wo sie mit dem Banquier Ephraim Pots-

damer bis drei Uhr Morgens champagnert hat. Das gehört so mit zu den Annehmlichkeiten des Theaterdirectorthums! — Wo nehmen wir nun gleich eine böse Stiefmutter für Sneewittchen her, von der der Zauberspiegel sagt, sie sei die Schönste im ganzen Land?"

Theater-Agent (aus der Loge): „Dafür lassen Sie mich sorgen. Sie wissen, man nennt mich den Mann, der Alles kann. In vierundzwanzig Stunden haben Sie eine Furibunda, von deren Schönheit der Zauberspiegel nicht lügen soll."

Director: „Darf ich mich auf Ihr Wort verlassen?"

Theater-Agent (mit Selbstgefühl): „Was ich bisher versprochen, war ich noch immer gewohnt zu halten. Stelle Ihnen zugleich meine Tochter Mila vor."

Director: „Habe die Ehre! — Nun weiter!"

Regisseur: „Wo sind die Zwerge?"

Sieben kleine Mädchen (kommen angetrippelt): „Hier sind wir, Herr Regisseur!"

Regisseur: „Habt Ihr auch Eure Rollen tüchtig gelernt?"

Die Zwerge: „Der Herr Souffleur hat sie uns einstudirt."

Regisseur: „Ida, wirst Du heut' besser aufpassen als gestern?"

Ida (sehr naiv): „Nein."

Regisseur (aufhorchend): „Nein? — Warum denn nicht?"

Ida: „Meine Mutter sagt, für drei Silbergroschen Gage an jedem Abend wäre das lange gut genug."

(Große Heiterkeit auf allen Bänken.)

Director: „Rasch nur weiter, daß wir zum Schlusse kommen. Unser Capellmeister lechzt nach Mosel."

Regisseur: „Sneewittchen, beginnen Sie mit den Worten: ‚Wie nennt Ihr Euch?'"

Sneewittchen: „Wie nennt Ihr Euch, Ihr kleinen Männer?"

Die Zwerge (nach einander): „Ich bin der Sonntag, ich der Montag, ich der Dienstag, der Mittwoch, der Donnerstag, der Freitag —"

Der kleine Zwerg (sehr gravitätisch): „Und ich bin der Schabbes. Ich vertrete hier gewissermaßen das Judenthum in der Romantik. Sneewittchen, wenn Du kannst Mazze backen und Schalent bereiten, werden wir uns schon vertragen."

Alle: „Bravo! Bravo!"

Director: „Hier, mein Töchterchen, hast Du

einen Silbergroschen. Wenn das Stück zweihundert Mal gegeben ist, und Du hast Deine Rolle allabendlich so gut gespielt wie heute, sollst Du noch einen Silbergroschen haben."

Capellmeister: „Aber lieber Director, wollen Sie durch solche Verschwendung sich selbst ruiniren?"

Alle lachen. Der Director verläßt in heiterer Stimmung seinen Stuhl, um ein Glas bairisch Bier, durch Selterwasser verdünnt, zu trinken.

Regisseur: „Prinz Artus! — Gehen wir jetzt Ihre Scene im Felsenthal einmal durch. — Also Sie kommen aus der dritten Coulisse links, schleppen sich mit Anstrengung bis zu dieser Rasenbank im Vordergrunde rechts, und hier sinken Sie mit dem Schmerzensschrei: ‚Ich sterbe!' zusammen."

Prinz Artus: „Erlauben Sie mal, alle früheren Todescandidaten habe ich links umgebracht; warum soll ich denn als Prinz Artus gerade rechts sterben?"

Regisseur: „Ganz einfach, weil ich es so angeordnet habe. Sie sterben rechts."

Prinz: Ich sterbe links."

Regisseur (wüthend): „Ich sage rechts!"

Prinz: „Ich sage links!"

Regisseur (stampft mit dem Fuße): „Rechts!"

Prinz (ebenso): „Links!"

Regisseur (nachdem er einige Male mit weiten Schritten die Bühne gemessen): „Aber zum Kukuk, Sie sind ja blos scheintodt. Sobald Sneewittchen sichtbar wird, erwachen Sie blitzschnell zu neuem Leben.“

Prinz: „Das ist etwas Anderes. — Positiv mir den Tod holen, werde ich immer nur links, denn rechts ist die Hofloge; sterbe ich auf jener Seite, so sieht Niemand von den hohen Herrschaften etwas von meiner künstlerischen Verendung.“

Regisseur: „Thun Sie mir nur den Gefallen und lassen Sie das ewige, Lächeln andeutende Grinsen; wir wissen ja aus Fränkel's ‚Neue Coulisse‘, daß Sie vier Reihen weißer Zähne haben. Und Sie, Fräulein Steffansky, sprechen Sie nicht immer ‚ö‘ statt ‚ü‘, ‚e‘ statt ‚ie‘ und ‚ü‘ statt ‚i‘“ — (Sieht nach der Uhr:) „Fünf Minuten Pause. — Nachher Ballet.“

Tänzerin (zum Grafen Confiturini, der die specielle Erlaubniß hat, sich hinter den Coulissen aufzuhalten): „Lieber Graf, haben Sie auch Blumen zur ersten Vorstellung besorgt vor mir?“

Graf: „‚Für mich‘ heißt es, liebes Kind, nicht ‚vor mir‘. Fünfzig Bouquets sind bestellt.“

Tänzerin: „Und wie ist es mit der Handarbeit?“

Graf: „Dem Chef der Claque, dem mit dem goldenen Hundekopfe am Stocke, zahlte ich sechs Friedrichsd'or."

Tänzerin: „Wie jut Du bist, Hugo!" (Küßt ihn zärtlich.)

Komiker (im Vorübergehen): „Wünsche allerseits gesegnete Mahlzeit!"

Charakterspieler (zum Souffleur): „Lieber Herr Bläser, ich habe noch nicht eine einzige Sylbe von meiner Rolle gelernt. — Gestern wieder etwas durchgefallen — Kopfschmerz — Ach! — Souffliren Sie doch so laut und deutlich wie nur möglich."

Souffleur: „Ich werde nach Kräften Ihre Abneigung gegen Alles, was lernen heißt, zu stärken suchen."

Zärtliche Mutter: „Bitte, Herr Souffleur, mir nur die Stichwörter leise anzuschlagen. Ich habe meine Rolle studirt und kenne sie auf's Jota. Wenn Sie laut souffliren, verwirren Sie mich."

Souffleur: „Sobald Sie auftreten, schlag' ich das Buch zu." (Ruft einen Komiker an:) „Sie, Herr Kallipsky! Ihre Couplets sind von der Censur zur Hälfte gestrichen."

Komiker: „Wie das? Ich denke, die Censur in Preußen ist aufgehoben und darf für ewige Zeiten nicht wieder eingeführt werden?"

Souffleur: „Lieber Freund, man nennt das jetzt auch nur ‚Präventiv-Maßregel‘. Es ist eine dankenswerthe Fürsorge von Seiten der Polizei, um den Staat und die Direction vor Schaden zu bewahren.“

Komiker: „Aber das Couplet ist so harmlos.“

Souffleur: „Dafür halten Sie es. Es kommt jedoch etwas darin vor von der Isabella. Die Spanierin wird von Ihm mit freundlichen Augen angesehen. Darf der Norddeutsche Bund es ruhig geschehen lassen, daß Diejenige von uns bewitzelt wird, die Er protegirt? — Winzigere Umstände in der Weltgeschichte haben schon blutige Kriege hervorgerufen. Wollen Sie das Vaterland dadurch an den Rand des Verderbens führen, daß Sie einen Coupletvers auf Madame Marfori singen?“

Komiker: „Gott soll mich behüten! Erstlich bin ich ein viel zu guter Patriot, und zweitens erlangte dann unser Director niemals den Titel Commerzienrath, den er schon lange verdient hat. Machen wir unsere Ausfälle gegen den Magistrat, dagegen ist noch selten Einspruch erhoben worden. Aber wie Sie das Alles so aneinander zu reihen verstehen!“

„Souffleur: „Ja, lieber Freund, um so geistreiche Combinationen machen zu können, muß man Logik studirt haben, oder mit so großem Scharfsinn

wie die Berliner Theater-Präventiv-Maßregler von der Natur begnadet sein."

Theatermeister (ruft durch das Sprachrohr nach dem Schnürboden hinauf): „Anton, lassen Sie den Prunksaal der Königin herunter!"

Stimme vom Schnürboden: „Bin schon dabei. — Kopf weg, da unten!"

(Eine prachtvolle Decoration kommt von oben herab.)

Regisseur (mit der gedämpften Klingel): „Bühne frei für das Ballet!"

Capellmeister (tritt seinen Stuhl dem Ballet-Dirigenten ab): „Gott sei Dank, daß ich endlich zu Trarbach komme!" (Nimmt seinen Hut und entfernt sich eiligst.)

Director setzt sich auf seinen Stuhl. Eine gefällige Ballet-Musik beginnt. Man hört im Hintergrunde plötzlich einen sehr lauten und heftigen Wortwechsel.

Director: „Still mit der Musik! — Was geht denn wieder da hinten vor?"

Decorationsmaler und Balletmeister kommen beide furioso nach vorn gestürzt:

Balletmeister: „Ich sage Ihnen, die Säulen müssen fort, oder ich lasse keinen Pas tanzen; nicht die halbe Wendung einer Pirouette wird gemacht."

„Decorationsmaler (ein Böhme, sehr heiser): „Und ich sag' Ihnen, die Säulen bleib'n! Ob Sie tanzen lassen, oder nicht, dös ist mir völlig gleichgült'g."

Director: „Aber meine Herren, was haben die Säulen mit dem Tanze und was hat der Tanz mit den Säulen zu thun?"

Maler: „Herr Director! Ich hab' den Prunksaal mit besonderer Vorliebe g'malt. Die zwei Säulen rechts und links im Vordergrunde müssen mir 's Ganze halten —"

Balletmeister (schiebt ihn zur Seite): „Herr Director! Die zwei Säulen rechts und links im Vordergrunde verdecken mir's ganze Ballet, das grad' an dieser Stelle die schönsten Aufzüge und Evolutionen zu machen hat. Ich lasse mir die mühsam einstudirten Tänze nicht verderben durch solche Farbenfleckserei!"

Maler: „Ach, was reden Sie von Farbenfleckserei! Sie werden mit Ihrer kurzröckigen Garde den Kohl a nitt fett machen!"

Director: „Ich bitte um Ruhe! Bei der Decorations- und Ballet-Probe werde ich selbst prüfen und danach, keinem zu lieb oder zu leid, entscheiden. — Für heut' wollen wir uns nach Hause verfügen;

kühlen Sie sich über Nacht ein wenig ab. Adieu, meine Herren!"

Regisseur: „Schreiben Sie an's schwarze Brett, Theaterdiener: ‚Morgen Vormittag um neun Uhr Chor- und Scenen-Probe'. — Empfehl' mich, Herr Director!"

Zehn Minuten darauf herrscht tiefe Dunkelheit auf der Bühne und in dem eben noch geräuschvollen Raume hört Nachbars Zibethkatze die Promenadentritte der Mäuschen. Unten auf der Straße aber vor dem Theater stehen die Statisten, Choristen und Musikanten in hellen Haufen, die Ereignisse der eben geendeten Probe noch einmal durchzusprechen oder die durch ihre Mitte schlüpfenden Figurantinnen und Ballerinen mit wohlgemeintem Scherze zu verfolgen; in der Einsamkeit seiner vier Wände aber sieht sich der Director, wie er den Verlauf der Probe noch einmal überdenkt, plötzlich von neuen Sorgen und neuen Befürchtungen überfallen. Wie, wenn der zuversichtliche Theateragent die versprochene Fee Furibunda nun doch nicht zu schaffen vermöchte —? Was dann? dann sind alle Leiden und Widerwärtigkeiten einer Probe, wie wir sie heute geschildert haben, umsonst gewesen.

Ein erstes Engagement.

Ich war bei Gräbert's engagirt, das heißt bei ihm, damals lebte Louis noch. Das Gesellschafts-Theater Lätitia war eingegangen und Louis ließ uns eines Tages zusammenrufen, wo er uns höchst gemüthlich folgende demosthenische Anrede hielt:

„Meine Herrschaften, ick habe Ihnen hier zusammenkommen lassen, um Ihnen zu sagen, det ick jetzt die Konzeßijon gekricht habe, un nu were ick die Geschichte ufmachen. Vorläufig spielen wir Sonntags, Montags und Donnerstags, un Sonnabends vor die Maschinenbauer, die kann ick nich gehen lassen, schon von wegen meine Frau, det Weißbier und die Schinkenstullen gehen denn immer ganz jut. Nu können Sie mir Alle sagen, wat Se Gage haben wollen un denn is et jut. Guten Abend! Kommt, Hunde!"

Damit zog er mit seinen drei Hunden ab, wovon einer immer älter als der Andere, und der Andere immer häßlicher als der Eine war.

Wir waren jetzt also nicht mehr Liebhabertheater, sondern öffentliche Schauspieler, die sich für Geld sehen lassen konnten. Was die Gageforderungen betraf, so schienen sie ja nicht den Etat unseres Directors zu überschreiten, denn wir blieben alle beisammen, wenigstens einige Zeit, denn ich war der Erste, der nicht beisammen blieb, und zwar aus folgendem Grunde.

Ich hatte dem „Herrn Director" einfach geschrieben:

„Mit einer monatlichen Gage von zehn Thalern bin ich Ew. Wohlgeboren ergebenster —"

Darauf hatte ich aber keine Antwort erhalten, also vierzehn Tage lang die süße Hoffnung in meinem angehenden künstlerischen Busen genährt, nach Ablauf derselben für pflichtgetreue Erfüllung meines dreifachen Berufes (ich war nämlich Schauspieler, Inspicient und Requisiteur), der Thaler fünfe zu erhalten.

Der erste Gagetag meines Lebens rückte heran. In der Gaststube, in traulicher Nachbarschaft langhalsiger Weißbiergläser und dickbauchiger Kümmelflaschen, saßen die edlen Ritter: Wetter von Strahl, Graf Savern und Irun, die edle Caronna von Saluzzo, das Weib aus dem Volke rc., harrend der

Gagezahlung, endlich „gings los.“ Name auf Name wird gerufen, Jeder verschwindet auf ein Weilchen in des Directors Zimmer, um dann mit einem heiteren „n' Morgen!“ das Local zu verlassen. Mein Name schien aber ausgestrichen aus der Zahl der Lebendigen.

Na, dachte ich, du bist noch Anfänger, da werden sie es nicht so genau mit dem Ceremoniell nehmen, du wirst es wohl Abends bekommen: Ich ging also, wenn auch etwas herabgestimmt, nach Hause.

Am Abend fand ich mich pünktlich ein, um das Theater in Ordnung zu bringen; als dies besorgt war, faßte ich mir ein Herz und ging zu Louis.

„Herr Gräbert, ich wollte nur fragen, ob ich auch Gage bekomme?“

„Ach, Sie haben noch nischt?“

„Nein!“

Er faßte in die Westentasche und drückt mir Etwas in die Hand.

„Hier, und sein Sie man fleißig, denn giebt's bald mehr. — Kommt, Hunde!“ Sprach's und ging. —

Ich sagte vorläufig nichts, denn das Etwas in meiner Hand schien mir „etwas Kleines“ zu sein, und richtig, ich betrachte den Lohn meiner dramatischen

Kunst und zwei Thaler fünfzehn Silbergroschen blinken mir entgegen.

Ich hatte auf keine Dawisonsgage gerechnet, monatlich fünf Thaler waren mir aber doch zu wenig.

„Herr Gräbert," rief ich, „Sie haben sich wohl vergriffen?"

„Nehmen Sie es wovor Sie wollen, passen Sie man orndlich uf, denn wern Sie schon zufrieden sind, Kommt, Hunde!"

Das verschnupfte mich einigermaßen; indessen tröstete ich mich auf den nächsten Gagentag in Erwartung einer größeren Anerkennung. Ich paßte nach Vorschrift „ordentlich uf" und war auch fleißig.

Der Gagentag kam und abermals zwei Thaler fünfzehn Silbergroschen.

Jetzt ging mein beleidigter Künstlerstolz mit meinem Kopfe davon. Ich schrieb sofort wegen eines Engagements an den Director v. d. O. in Herzberg und erhielt auch in einigen Tagen schon einen Antrag — mit acht Thaler Gage.

Nu, das waren doch schon drei Thaler mehr als bei Gräberts; mein Entschluß war daher schnell gefaßt: reisen, reisen, die Welt sehen, Ruhm und Gold verdienen, war von jetzt an mein glühendster Wunsch.

Als also wieder der Zweithalerfünfzehngroschen-Tag kam, sagte ich Herrn Gräbert Adieu, der mich nur ungern gehen ließ, packte meinen Koffer und dampfte am andern Morgen nach Herzberg zum Director v. d. O., der mir die Pforten zum Tempel der Kunst öffnen sollte. An meine Stellung bei Gräbert dachte ich fürder nur noch mit Geringschätzung.

Geistesgegenwart.

Unter Sachse's Direktion in Hamburg war das berühmte Gesammtgastspiel deutscher Kunstheroen. Auch Hamlet wurde gegeben.

Bei dieser Gelegenheit zeigte jedoch einer der berühmten Mimen, trotz aller Stärke, eine ganz bedeutende Schwäche.

In der Scene mit dem Todtengräber, den der alte, würdige Schauspieler und Liebling der Hamburger, Wilke, spielte, fragt Hamlet bekanntlich:

„Wie lange liegt wohl so eine Leiche in der Erde, bis sie verwest?"

Worauf der Todtengräber antwortet:

„Wenn's hoch kommt, fünf bis sechs Jahre, ein Lohgerber jedoch u. s. w.," und schließt den Satz:

„Gewöhnlich sind sie aber schon halb verwest, wenn sie herkommen."

Der große Künstler verspricht sich aber als Hamlet und fragt:

„Wie lange liegt wohl so eine Leiche in der Erde, bis sie stirbt?"

Wilke guckt den Hamlet verdutzt an, faßt sich aber gleich wieder, schiebt sein Barett auf das linke Ohr, kraut sich die weißen Locken und antwortet ganz gelassen:

„Mein Seel', gestrenger Herr, gewöhnlich sind die Leichen schon todt, wenn sie herkommen."

Vatermörder.

Ich glaube, es war Lobe, dem folgender Scherz in Petersburg passirte: Er hatte eine komische Rolle zu spielen, in welcher er der Soubrette von seinen Reichthümern zu erzählen hat und dabei einen Vatermörder aus der Tasche zieht. Der kleine Scherz brachte immer einen großen Applaus ein, mithin war der Vatermörder eine wichtige Requisite.

Die Scene ist im Gange, L. faßt in die Tasche, Himmel! der Vatermörder fehlt. Um sich seinen Erfolg nicht entgehen zu lassen, spielt er sich möglichst an die Coulisse und zischt hinein: „Vatermörder!" in der Absicht, der Inspicient soll ihm das Fehlende hinausreichen.

Der Inspicient starrt ihn an, weiß aber nicht, was er will.

Der Moment rückt immer näher, Lobe wird ängstlich und ruft wieder in die Coulisse: „Vatermörder!"

Er wird ein Extempore machen wollen, denkt der Inspicient und holt sich noch drei bis vier Statisten herbei. „Kinder," sagt er zu diesen, „wenn Lobe noch mal Vatermörder ruft, dann schreit ihr Alle recht laut dasselbe Wort, aber hübsch zusammen!"

Richtig, Lobe kommt, jetzt schon etwas wüthend und ruft: „Donnerwetter, Vatermörder!"

Und — „**Vatermörder**!!" brüllt die Bande hinter den Coulissen.

Lobe stürzt entsetzt zurück, fängt dann aber furchtbar zu lachen an, worin das Publikum ebenfalls einstimmte.

Selbst der Kaiser, welcher in der Loge war und sich den Grund der allgemeinen Heiterkeit mittheilen ließ, soll herzlich über den „Vatermörder" gelacht haben.

Es ist der Nämliche.

Unendlich viel humoristische Anekdoten von Nestroy, Scholz, Beckmann und Anderen sind in's Publikum gedrungen, so daß der Erzähler Gefahr läuft, schon Bekanntes zu bringen und somit um den beabsichtigten Erfolg kommt. Trotzdem will ich doch nachstehenden Scherz erzählen, vielleicht ist er dem größeren Publikum noch neu.

Scholz spielte den Schuster in Lumpaci, das Haus war zum Drücken voll. Um die gute, alte Posse und seine guten, alten Lieblinge zu sehen, achtet der Wiener weder Hitze noch Kälte, und sollte er auch einen stundenlangen Weg haben, er geht halt doch in die „Kumödie". So auch heut. Das Stück war bereits bis zur Schlafscene vorgeschritten. Mit nicht enden wol-

lendem Jubel hatte das Publikum jedes neue Extempore aufgenommen, denn Scholz und Nestroy waren heute unerschöpflich.

Als nun die Scene kommt, wo Knieriem, Leim und Zwirn sich niederlegen wollen, kratzt Scholz immer den linken Arm, als ob ihn etwas bisse. Endlich zieht er den Rock aus, streift den Hemdärmel in die Höhe, macht die Fingerspitzen naß und thut, als ob er etwas finge.

So unästhetisch die ganze Pantomime war, so wurde doch herzlich gelacht; der Wiener ist einmal an eine etwas starke Komödie gewöhnt, und zweitens durfte sich Scholz schon etwas erlauben.

Als aber Scholz jetzt seinen Fang besieht und schmunzelnd ausruft: „es is a Lygurianer!" da schien das Haus einstürzen zu wollen vor Applaus und Geschrei.

Die Lygurianer sind nämlich Wiener Mönche, welche braune Kutten tragen und beim Publikum durchaus nicht beliebt sind.

Scholz hatte seinen Zweck erreicht, aber der hinkende Bote kam nach. Andern Tages erschien ein Kriminalbeamter in Scholz's Wohnung, zeigte ihm einen Verhaftsbefehl und ersuchte ihn, wegen Beleidigung einer geistlichen Corporation acht Tage in's Gefängniß zu spazieren. Widerstreben nutzte nichts,

Scholz ging. Die Posse mußte natürlich auf acht Tage ausgesetzt werden.

Nach Ablauf dieser Frist prangte an allen Ecken: „Wiederauftreten des Herrn Scholz nach verbüßter Gefängnißhaft. Lumpacivagabundus."

Man kann sich den Zudrang des Publikums denken, denn der Vorfall hatte sich mit Blitzesschnelligkeit in der Stadt verbreitet. Hunderte mußten von der Kasse zurückgewiesen werden.

Das Stück beginnt, die Scene kommt, Scholz macht dieselbe Pantomime, kratzt sich, zieht den Rock aus, streift den Aermel auf, fängt wieder etwas — eine Todtenstille herrscht im Hause, Jeder denkt: was wird er sagen? Er wribbelt seinen Fang, besieht ihn und sagt lächelnd: „Es ist der Nämliche!"

Das war kein Applaus mehr, das war Raserei, Gebrüll, Geschrei, Tücherschwenken, das Orchester mußte einen Tusch bringen, und mehr als fünf Minuten vergingen, ehe die Schauspieler auf der Bühne zu Worte kommen konnten.

Und noch lange Zeit nachher, wenn einer jener Mönche sich auf der Straße sehen ließ, riefen ihm die Buben nach: „Das ist der Nämliche!"

Mehr Pause.

Auch der große Dawison hat seine Eigenheiten, namentlich ist er sehr so für's Nüançiren eingenommen, daß er seine Meisterschaft auch bei den andern Mitspielenden beansprucht, jede Geberde, jede Betonung muß so kommen, wie er es selbst machen würde. Es ist dies sehr löblich, aber doch in den meisten Fällen vergebliche Mühe, denn das engagirte Personal denkt gewöhnlich, und wohl nicht mit Unrecht: wozu sollen wir uns quälen, wo wir kaum in einem Jahre verdienen, was der Gast in einem Abend bekommt. Dieser Anschauung verdankt auch wohl folgender Scherz seine Entstehung.

Es war bei einer Probe von Lear. Der Schauspieler H., dessen Kontrakt bald zu Ende war, spielte

den Kent. Mitten in seiner Rede nun ruft ihm Dawison zu: „Mehr Pause!“ H. spricht weiter, aber es dauert nicht lange, so ruft Dawison wieder mit seinem Nasenton: „machen Sie doch mehr Pause.“ Und fast bei jedem Satz tönt es wieder: „Pause, Pause! Da reißt H. die Geduld, er antwortet mürrisch:

„Nein, Herr Dawison, das kann ich nicht machen.“

„Warum denn nicht?“

„Nein, so viel Pausen zu machen, als Sie verlangen, ist mir unmöglich, so lange dauert mein Kontrakt gar nicht mehr.“

Wallner. Helmerding. Suppé.

Der jetzige geheime Commissionsrath Franz Wallner, Ritter hoher Orden und Besitzer des Wallner-Theaters, eines Instituts, welches allerdings durch seine große Umsicht und Thätigkeit, durch das Zusammenhalten eines Ensemble, wie es vielleicht an keinem Theater Deutschlands zu finden war, einen fast europäischen Ruf erlangt hat, welcher Mitglieder wie Schramm, Neumann (jetziger Komiker par excellence am Friedrich Wilhelmstädtischen Theater), Reusche und Helmerding fast vierzehn Jahre lang zu fesseln vermochte, mit einem Wort: ein Director, wie er im Buche steht, lieferte, wie es Jedem einmal passiren kann, in Folge seines etwas reizbaren Temperaments, auch seine höchst komischen Anekdötchen.

Helmerding erzählt oft, daß er, als er eine solche lustige Geschichte aus Wallner's Leben vernommen und zwar diejenige, welche wir zum Schluß erzählen werden, dieselbe so urkomisch fand, daß er sie als sogenanntes Extempore in einem neuen Stück zu benutzen dachte, durchaus nicht ahnend, daß etwas Wahres daran sei, wie das so gewöhnlich mit ähnlichen Erzählungen zu geschehen pflegt, welche müßige Witzbolde zur Unterhaltung Anderer zu erfinden pflegen. Auf der Probe dieses Stückes, welcher Wallner, wie fast allen Proben, beiwohnte, fand sich Helmerding veranlaßt, sans gêne seinen Scherz bei passender Gelegenheit anzubringen, und war nicht wenig erstaunt und verlegen, als Wallner ihm aus dem Parquet heraufrief: „Aber Helmerding, Sie müssen nicht immer gleich benutzen, was Einem einmal in der Aufregung herausgefahren is — so was lassen's!"

Wallner nämlich, welcher, bevor er als Director fungirte, bekanntlich selten ein Engagement annahm, sondern größtentheils gastirte, hatte sich bei einem Gastspiel in der Josephstadt in Wien von dem talentvollen Componisten Suppé für die Rolle des Viehhändlers aus Oberösterreich (eine seiner Glanzrollen) als Einlage ein Couplet anfertigen lassen, welches in keiner Weise seinen Beifall erwerben konnte. Ver-

drießlich darüber ging er zu Letzterem und redete ihn in seiner Weise folgendermaßen an: „Aber Suppé, dös hätt i net von Ihnen gedacht, daß Sie sich mit mir goar ka Müh' geben werden; dös Couplet, was Sie mir da g'macht haben, is ja mehr als trivial!"

Suppé, halb ärgerlich über diesen Vorwurf, den er nicht zu verdienen glaubte, erwiderte ihm schnell: „Ach, lieber Wallner, singen Sie nur das Couplet; für die Leute, welche in das Josephstädter Theater gehen, ist es gut genug, denn die sind dümmer als Sie und ich!"

Wallner, die Worte nicht überlegend, welche er eben gehört und eine Beleidigung vermuthend, sprudelte wüthend heraus: „Ach was, dümmer wie Sie können's sein, aber net wie ich!"

Wallner. Reusche.

Mit Reusche passirte Wallner ein ähnlicher Fall: „Guten Morgen, Herr Fischer!" Das seiner Zeit und jetzt noch beliebte Vaudeville war in Posen zum ersten Male angekündigt und Wallner, dort Director, versprach sich ein volles Haus auf diese interessante Neuigkeit, zumal als derselben von vielen anderen Theatern ein brillanter Ruf vorausging.

Einem Spieltenor, Herrn F..., einem sehr kleinen Männchen, war die Rolle des Amandus zugefallen, der bekanntlich nicht auftritt, sondern in einem großen, verschlossenen Korbe auf die Bühne gebracht wird.

Am Morgen des Tages, an welchem die Vorstellung mit in Rede stehendem Stück aufgeführt werden sollte, läßt F... absagen, da er über Nacht total heiser geworden wäre, und Wallner, in Verzweiflung herumstürzend, trifft glücklicher Weise auf Reusche, welcher ihm, dem Wiederauflebenden verkündet, daß er bereitwilligst die Rolle des Amandus noch an demselben Abend übernehmen wolle, nachdem noch eine flüchtige Scenenprobe gehalten worden wäre. Reusche

hatte die Rolle an einem anderen Theater schon einige Male gespielt.

Wallner, erfreut und coulant wie immer in solchen Fällen, umarmte Reusche und versprach ihm für sein hülfebringendes „Einspringen" ein namhaftes Honorar.

Der Abend kommt, das Stück nimmt seinen Fortgang mit ungetheiltem Beifall des Publikums, wie schon zu erwarten war; Reusche, welcher nach dem ersten Drittel des Stückes erst in seinem Korb herausbefördert werden soll, will in denselben hinein, aber o Götter! für den kleinen Knirps war der Korb wohl groß genug, doch die lange Hünengestalt Reusche's ließ sich nicht, trotz aller Mühe, in den engen Raum hinein zwängen; man hätte ihm gerade, wie jener Räuber es mit seinen Gefangenen that, einen guten Theil seiner Beine abhauen müssen.

Die Pause, welche draußen entstand, war riesig und das Publikum wurde unruhig. Wallner, außer sich, stürzt in Wuth und Verzweiflung auf Reusche los und bricht in die olympischen Worte aus: „Aber lieber Reusche, was bieten Sie sich zu so etwas an, wann Sie solche Rollen net spielen können?"

Ein anderer Korb ward indessen geschafft und Reusche wetzte durch gute Darstellung die Scharte wieder aus, welche er seinem Talent durch polizeiwidrige Körperhöhe beigebracht hatte.

Wilhelm Kläger.

Einer der befähigtsten, talentvollsten Charakterdarsteller, Wilhelm Kläger, gewiß noch Vielen rühmlichst bekannt, leider in letzter Zeit ziemlich verschollen — vielleicht durch eigene Schuld — gastirte einst in einem kleinen Ort bei einer reisenden Gesellschaft und brachte durch seine vortrefflichen Darstellungen dem Director derselben namhafte Summen ein. Ohne irgend eine Störung von Seite Klägers dauerte das Gastspiel acht Tage; das Theater stets gefüllt, der Director in Seligkeit.

Nach solchen Früchte tragenden Gastspielen tritt jedoch, wie bekannt, stets eine solche Pleite für die Theaterkassen ein, daß die Directoren gewöhnlich bedeutend zusetzen müssen, bis ein neuer Magnet das verwöhnte Publikum wieder in das Theater zieht.

So vermuthete auch obiger Director und hatte zum nächsten Abend nach Kläger's Gastspiel, um das Haus einigermaßen zu füllen, ein großes Ritter- und Spectakelstück angesetzt, in welchem sämmtliche Mitglieder beschäftigt waren, sogar einige Doppelrollen übernehmen mußten.

Im zweiten Akt des Stückes — der Name desselben ist mir entfallen — erscheint vor dem versammelten Volk, auf dem Throne mit Krone und Scepter sitzend, ein Fürst, welcher mit Würde und Majestät vielleicht einen halben Schriftbogen zum versammelten Populus zu sprechen hat; eine zwar kleine, aber durchaus wichtige Rolle, welche, wenn sie nicht lächerlich werden soll, von einem guten Darsteller vorgeführt werden mußte.

Das Unglück will, daß dem armen Dirigens der betreffende Schauspieler durchgeht, und Ersterer weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er zu dem noch nicht abgereisten Kläger stürzt und denselben bittet, gegen ein gutes Honorar noch einen Tag im Städtchen zu verweilen und die Rolle des Königs für diesen Abend zu übernehmen.

Kläger findet sich bereit, und der Abend rückt heran. Die Kunde von dem Rollenwechsel hatte sich verbreitet, und das Publikum, welches nicht das Stück und am allerwenigsten die auf dem Zettel nach der Rang-

ordnung in erster Stelle prangende Rolle nicht kannte, strömte schaarenweise in das Theater; nur Kläger — der böse Kläger war nicht zu finden. — Que faire — und ein Anderer war nicht da, und ein untergeordneter Schauspieler, besonders das Nichterscheinen Klägers hätte das Publikum aufgebracht.

Da — heiterer Himmel — erscheinen der Requisiteur und der Theaterdiener, welche auf den Schreckensruf davon gestürzt waren, um den Verräther zu suchen — denselben in ihrer Mitte führend. Aber wie?? Fluch Noah, der in seinem Kasten ruhig hätte bleiben sollen, Fluch dem Balsamduft der Trauben, wie Faust deklamirt, Fluch vor Allem dem Städtchen, welches, im Rheinlande gelegen, fast an jedem Hause ein Weinschild aufzuweisen hat — Kläger war molum!

Gleichviel, er war doch da und die wenigen Worte, tröstete sich der Director, wird er doch herausbringen können, zumal sitzend.

Her mit dem Purpurmantel, auf den Kopf die Krone, in welchen ihm der unglückseligste aller Geister gefahren war, hinauf auf den Thron, hinauf mit der Gardine.

Da sitzt Er mit dem vernichtenden Blick — da quatscht er seinem Volk und dem Publikum ein gelalltes Mixtum compositum von Wahrheit und Dich-

tung vor, und unter dem Gezisch der Schlangen des Parquets deckt der alles versöhnende Vorhang die Schmach des Gastes und des Directors zu.

„Um Gotteswillen, Kläger, was haben Sie gemacht?" stöhnt der sich krümmende Oberleiter, „Sie müssen hinaus und sich entschuldigen, sonst habe ich Ihren Leichtsinn auszubaden!"

„Werde hinausgehen!" bringt Obiger mühsam heraus. „Vorhang auf!"

Der Vorhang hebt sich, ein augenblickliches Zischen verstummt in der Erwartung der Dinge, die da kommen werden; da spricht Kläger, sich rechts und links verbeugend, Folgendes:

„Meine verehrten Herrschaften — hupp! — Ich bitte tausendmal um Entschuldigung — hupp —! Aber der Schauspieler, welcher in einem solchen Nest, eine solche Rolle — hupp! vor einem solchen Publikum spielt — muß entweder — hupp! verrückt oder besoffen sein —.

„Ich habe das Letztere vorgezogen!! hupp!"

Die musikalische Begleitung zum Fallen des Vorhanges, glich der im Finale des zweiten Aktes, in Wagner's „Meistersänger", in der bekanntlich die Nachtwächter-Pfeife das letzte Wort hat.

Engel.

Der Besitzer und Eigenthümer des Kroll'schen Etablissements, Director Engel, ist ein geborner Ungar, als solcher gerieth er mit der „deutschen Muttersprache", rein aus Bequemlichkeit, manchmal in kleine Collisionen, worüber sich aber Niemand mehr als er selbst lustig macht.

Vor einigen Jahren war bei ihm ein Prestidigitateur aus Paris angekündigt. Der Zettel besagte ausdrücklich: „Herr H. spricht nur französisch." Das wurde vom Sonntags-Publikum jedoch übersehen und das brillante Etablissement füllte sich bis auf den letzten Platz. Als der Künstler nun vortrat und begann: „Messieurs et mes Dames!" ertönten schon einzelne Rufe: „deutsch!" Der Franzose, der nicht eine Sylbe deutsch verstand, wußte erst gar nicht, was diese Unterbrechung bedeuten solle; er fuhr daher fort: „J'ai

l'honneur —" — „deutsch sprechen!" tönte es jetzt von allen Seiten, und als der Franzose immer wieder in die Sprache des heiligen Ludwig verfiel, wurde der Scandal endlich so groß, daß Director Engel sich veranlaßt fühlte, selbst vorzutreten, um das Publikum durch folgende Worte zu beruhigen:

„Die verehrten Besucher meines Lokals möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der Zettel mit Fettschrift einen nicht deutsch sprechenden Künstler ankündigt. Das ist wohl übersehen worden. Ich stelle es den geehrten Herrschaften anheim, sich ihr Entrée zurückzahlen zu lassen. Wer dazu gewillt ist, möge folgen, ich gehe eben an der Kasse." Aus hundert Kehlen zugleich erscholl es nun: „An die Kasse! Accusativ." — Director Engel, der sich schon zum Abgehen gewendet hatte, kehrte wieder um, wendete sich zum Publikum und sagte lächelnd: „Meine Herren! Ob ich gehe an der Kasse oder an die Kasse — wenn nur was drin ist." Und ein tausendstimmiges „Bravo mit Heiterkeit" lohnte ihm für die treffende Antwort.

* * *

Eine Zeitlang war der Director Engel Gegenstand heftiger Anfeindungen der Berliner Presse. Zu einem Freunde äußerte er deshalb: „Was wollen die Leute

von mir? Sie sagen, ich trage eine Perrucke — nun, ich trage eine Perrucke; sie sagen, ich habe den Bart geforben — nun, ich habe ihn geforben. Was thut das? Ich habe in diesem Etablissement neun Jahre die erste Geige gegogen, zur vollen Zufriedenheit des Publikums. Also sollen mich die Zeitungsschreiber zufrieden lassen.

* *
*

Ein Mitglied des Kroll'schen Orchesters starb, ohne weiter etwas zu hinterlassen als eine trauernde Wittwe und drei unversorgte Kinder. Sämmtliche Musiker treten zusammen, um die Kosten der Beerdigung unter sich aufzubringen. Director Engel kam dazu. „Nichts da von Collection!" sagte er rasch. „Der Mann ist in meinem Engagement gestorben; ich halte es für meine Pflicht, die Kosten der Beerdigung allein zu tragen. Hier haben Sie hundert Thaler, besorgen Sie das Begräbniß und den Ueberschuß händigen Sie der Wittwe ein. Ich werde mit meiner Frau und meinem Joseph der Leiche folgen." — Und so geschah es.

* *
*

Ein Freund machte Herrn Engel darauf aufmerksam, daß ein bekannter Director seiner ersten Soubrette,

dem Fräulein Mejo, eine höhere Gage zu bieten beschlossen habe, um sie ihm abwendig zu machen. Mit triumphirendem Lächeln erwiderte Engel: „Ich sage Ihnen, der Director M. brennt seit Jahren auf der Mejo, aber sie geht nicht weg.“

* *
*

Kurz vor Beginn des Krieges (1866) hatte Herr Engel eine Gaseinrichtung für seinen Garten machen lassen, die 15,000 Thaler kostete. Die Beleuchtung des Abends war danach eine über alle Beschreibung brillante. Nach dem Ausrücken der Truppen war das Etablissement plötzlich wie verödet. Zu dieser Zeit fragte ihn Jemand nach der Bedeutung eines gelben Messinghakens, der aus einer Wand hervorleuchtete. Mit seinem unverwüstlichen Humor antwortete der Director: „An diesem Haken habe ich beschlossen, mich aufzuknüpfen, wenn der Besuch meines Theaters noch sechs Wochen wie in heutiger Weise fortdauert.“ Bekanntlich ging der Krieg schnell vorüber und der kurzen Ebbe in Kroll's Etablissement folgte eine wahre Sturmfluth, so daß die Durchschnittseinnahme sich auf täglich fast tausend Thaler belief. Die vorzügliche Oper, das ausgezeichnete Orchester, von Engel selbst geleitet, Küche und Keller stets von besonderer Güte, die schattigen Promenaden bei Tage und die

feenhafte Erleuchtung des Abends — dies Alles zusammen genommen, zog das elegante Publikum in Schaaren heran und füllte die Kasse in erfreulichster Weise. Ein Jahr darauf fragte der im Eingang genannte Jemand den Director: wozu er nun den Messing-Haken in der Wand brauchen werde? „Jetzt", erwiderte Engel, sich den „geforbenen" Bart streichend, „jetzt hänge ich einen Beutel mit 30,000 Thalern daran, eine Summe, die ich im vergangenen Jahre als Reingewinn zurücklegen konnte.

* *
*

„Nächste Woche reise ich nach Paris," sagte Director Engel an einem schönen Sommertage, „um für die Berliner wieder frische Augen- und Ohrenweide heran zu schaffen." Der sehr beliebte Komiker Weiß, welcher dabei stand, äußerte mit einem komischen Seufzer: „O Paris! Wenn ich doch auch so glücklich wäre, dir persönlich meine Aufwartung machen zu können!" — „Dieses Glück werde ich Ihnen verschaffen," sagte sein Director. „Sie reisen auf meine Kosten mit nach Paris und Ihre Gage hier zahle ich Ihnen fort." Wirklich reiste der Komiker Weiß mit nach Paris, und Engel wandte Alles daran, daß sein Schützling so viel als möglich zu sehen und zu hören bekam. Er bewohnte mit ihm das erste und

theuerste Hotel, besuchte mit ihm die Thee's, den bal mabil, die sehenswürdigsten Gebäude, machte dem unerfahrenen Weiß den Unterschied zwischen Lorette und Grisette klar und bezahlte schließlich für ihn noch eine Reise — per Luftballon. Als sie schon einige Tage wieder in Berlin waren und der Director unter der schattigen Linde im Garten einer kleinen Gesellschaft Weiß's pariser Abenteuer erzähte, fragte er plötzlich, sich an den Letzteren wendend: „Was haben Sie für die pariser Reise ausgegeben, Weiß?" — Der Gefragte legte den Finger an die Stirn und nahm eine Miene tiefen Nachdenkens an, dann sagte er: „Nichts." Als Alles lachte, rief er plötzlich: „Halt! ich habe gelogen. Erinnern Sie sich, Director, wie wir die Kirche Notre-Dames verließen, da hielt ein Invalide die Mütze auf und ich warf ihm ein Francstück hinein. Das hab' ich aber hinter Ihrem Rücken gethan, sonst hätten Sie es verhindert, da Sie schon reichlich gegeben hatten." — Der Director holte sein Portemonnaie aus der Tasche und sagte: „Hier, Weiß, haben Sie acht Silbergroschen. Die Reise darf Sie auch nicht einen Sou gekostet haben, sonst machen Sie nur Schulden und sagen hinterher: Das sind die Folgen der pariser Reise."

* * *

Nach Wallner, das steht fest, ist Director Engel einer der umsichtigsten und besten Bühnenleiter, außerdem coulant wie irgend Einer, und was man selten bei Directoren findet, er steht auf dem freundschaftlichsten Fuße mit seinen Mitgliedern, ohne seiner Würde als Vorsteher eines so glänzenden Institutes in Etwas zu vergeben.

Sein Humor ist sprudelnd und seine Ansichten, welche er, wenn er sie Jemandem mittheilt, mit jenem zu würzen pflegt, stets richtig und logisch.

So besitzt er z. B. ein Miniatur-Fuhrwerk mit zwei der kleinsten Ponny's, in dem er täglich selbst kutschirend durch die Straßen Berlins fährt. Etwas komisch sieht die kleine Equipage mit dem imposanten Herrn nun allerdings aus, und eigentlich zu niedlich für seine Figur.

Engel ist jedoch nicht zu bewegen, dieselbe abzuschaffen und äußerte, dazu aufefordert, in seiner Weise: „Wenn ich mir a großen Wagen mit Pferd anschaff, da schrei'n die Leut: „Seht, da kommt die Ekipasch' von Director Engel!!“ Komme ich aber, so wie heut, mit die zwei kleinen Viecherl, flüstern die Leut': **Da fahrt Engel!**“ — Was kann man nicht alles aus diesen einfachen Worten herauslesen!

Bei der Hochzeit des Herrn Ernst Formes, Sohn

des berühmten Bassisten, welcher Ersterer jetzt beim Wallner-Theater für das Reusche'sche Fach engagirt worden ist und wie sein Vater und Onkel ein großes, komisches Talent besitzt, äußerte Engel — um einen seiner kleinen Scherze hier anzuführen — zum anwesenden Helmerding über den Prestidigitateur Bellachini, welcher doch bekanntlich mit dem Dativ und Accusativ stets in Fehde lebt, Folgendes: „Wissen Sie, Helmerding, der Bellachini zieht sich jetzt in's Privatleben zurück und lebt von seinen Sprachfehlern."

Um so komischer wirkte obiger, sonst guter Scherz, da Engel, wie schon vorher bemerkt, als geborener Ungar wenig auf die Reinlichkeit seiner grammatikalischen, deutschen Aussprache achtet.

Im Uebrigen Hut ab vor Engel!

Ascher.

Unser ehemaliger Liebling Ascher, jetzt von den Wienern, auf Nimmerwiederkehr für uns, for ever in Beschlag genommen, der Director ihres beliebtesten, des Carl=Theaters in Wien, ist bekanntlich einer der geistreichsten Menschen, welche ich kennen gelernt habe, und Abende, wie sie mir damals in Berlin zwischen Ascher, Wilhelm Scholz, dem genialen Illustrateur des Kladderadatsch, Kalisch, Buchhändler Hofmann und Dohm geboten wurden, sind mir unvergeßlich und stehen als ein unicum da.

Ascher, natürlich wie alle Menschen dieser Art, sehr lebhaften Temperaments, fiel auf der Bühne häufig in den Fehler, daß er, der größtentheils in den Schnellsprechrollen seine Force suchte, Niemanden

ausreden ließ und besonders die untergeordneten Rollen, wie der Wiener sagt „Schmafu" behandelte und die Darsteller derselben oft so quasi hinaus-warf.

Nicht selten passirte es ihm, daß Einer oder der Andere ihm opponirte; das ließ er sich jedoch ruhig gefallen und nahm es nie übel, wenn man ihn, und wäre es auch öffentlich gewesen, deshalb zurecht wies. In Verlegenheit brachte ihn jedoch kein Mitspielender. „Nur einmal," so erzählt mir mein Freund F...... von ihm, „habe ich Ascher in Verlegenheit gesehen und zwar in der Wiener Posse „Salon Stutzelberger", in welchem Stück jeder der Mitspielenden eine Scene aus einer seiner besten Rollen im Costüm vorzuführen hat. Ascher spielte die wirksamste aus Doctor Peschke und Knaak machte sein bekanntes Kunststückchen, das Trommeln des Prophetenmarsches auf dem Tische mit Orchesterbegleitung. Knaak trommelt los und ist von seiner heutigen Leistung mehr eingenommen als sonst, denn das Publikum lacht, wie es noch nie gelacht hat, so daß es Knaak schließlich auffällt und er sich bei seiner Production nach Ascher hin umsieht.

Was aber erblicken seine Augen? Doctor Ascher, welcher, die Beine in die Höhe gezogen, das Knaak'sche Trommelexperiment auf Knieen, Kopf und Sopha in

höchst possirlicher Art mit ausführen hilft, d. h. accompagnirt. „Halt, meine Herren!“ ruft er dem begleitenden, jetzt erstaunten Orchester zu, „einen Augenblick.“

Das Orchester schweigt.

Er tritt vor, eine lange Pause entsteht, tiefe Stille herrscht im Zuschauerraum, da beginnt Knaak mit Würde und Entrüstung in seinen Mienen:

„Verehrtes Publikum! Was sagen Sie zu so einem Menschen? Reden läßt er Einen nicht, singen läßt er Einen nicht, jetzt läßt er mich auch nicht einmal trommeln.“

Das Gelächter des Publikums war ein schallendes und Ascher-Peschke war zum ersten Male in die furchtbarste Verlegenheit gebracht, id est abgeführt.

Von vielen, jetzt noch engagirten Mitgliedern des Carl-Theaters wird diese Geschichte verbürgt.

Börner. Böttner.

Börner, vor mehreren Jahren in Hamburg bei Maurice zuletzt engagirt und auch dort verstorben, gewöhnlich der Kluck-Börner genannt, weil die Rolle des Mauerpolier Kluck in „das Fest der Handwerker" zu seinen besten rangirte, ein sehr guter, und wegen seines Unterhaltungstalentes beliebter Schauspieler, erzählte von dem Schauspiel-Director Böttner, bei dem er früher engagirt war, daß derselbe steif und fest behauptete, er sei der Lorenzo in Fra Diavolo, er habe denselben höchst eigenhändig gefangen und von ihm hätte der Componist des Libretto seine eigene Geschichte.

Börner läßt Böttner selbst erzählen:

„Kinder, seht, es is eine Zucht bei die verdammten

Schriftsteller und Componisten, die Kerls haben eine Wuth, einen für die Bühne zu bearbeiten, und es darf nur irgend einem Menschen, besonders einer so bekannten Persönlichkeit wie mir was passiren, schwupp, is man in Scene gesetzt.

„Ich habe mit Obären viel Scandal wegen den Fra Diavolo gehabt, denn ich bin der Lorenzo und ich habe den Räuber selbst mit diesen meinen Händen gefangen.

„Seht, der olle Matheo, eine Schaute wie sie im Buch stand, hatte mir das Mächen versprochen, aber nur unter der Bedingung, daß ich Terra siena von das Ungeheuer befreite.

„So blau," dachte ich, vigulirte jedoch heimlich in die Gebirge rum, bis ich endlich mal von Beppo'n, einem alten Schulfreund von mir, herauskriegte, daß sein Director Fra Diavolo, als Marquis verkleidet, den Lord Kockburn berauben und die Lady ver — na, weiter sage ich nischt — wollte.

„Mein Entschluß war gefaßt, und Ihr könnt Euch denken, mit welcher riesigen Spannung ich den letzten Act erwartete, wo ich den berühmten Räuber überwältigen sollte. Wie es gekommen ist, haben Euch ja Formes, Roger, Tichatschek und die Alle ja oft genug vorgesungen, aber soviel is sicher — ich bin der Lorenzo."

Wenn man nun Böttner die Frage vorlegte: „Nu sagen Sie mal, Böttner, da Sie Fra Diavolo selbst gefangen haben, müssen Sie doch auch ganz genau wissen, wie er ausgesehen hat.“

„Natürlich,“ pflegte er darauf zu erwidern, „er war ein großer, schöner Kerl mit schwarzen Augen und dito Haaren, muskulös gebaut — eine Tenorstimme hatte das Biest, eine Tenorstimme — so was war noch nicht da — aber keen Spiel!“

Fritz Beckmann.

Das Vorbild aller Komiker, unser nur zu früh verstorbene und leider durch eine verpfuschte Blasenoperation unter den schrecklichsten Qualen dahingeschiedene Fritz Beckmann, den man eigentlich erst in Wien so recht zu würdigen verstand, der oft dem Kaiser seine trüben Stunden erheitern mußte, war in Wien so gesucht von Vornehmen und Geringen, daß, wenn er sich in hundert Theile zerschnitten hätte, für keinen Abend die Zahl ausreichend gewesen wäre, so enorm war das Verlangen nach seiner Gegenwart. —

Viele Jahre vor seinem Tode war er einmal, wie häufig, bei seinem Freund, dem Banquier Mandl — gewöhnlich zum Unterschied von seinem Namensvetter

in Wien, der Berliner Mandl genannt, zum Souper eingeladen und irgend ein Anwesender hatte das Gespräch auf Grabschriften gebracht, und welche wohl auf Diesen oder Jenen der Eingeladenen passen würde. Mehrere gelungene Versuche wurden gemacht, und die Grabschriften, welche allerdings zum Unterschied von den wirklichen sehr komisch ausfielen, waren nun bald, da die Reihe herum war, erschöpft, als Beckmann die Bitte aussprach, auch seine Grabschrift zu hören.

Ein Jagdfreund von ihm, denn Beckmann war auch Jäger, stand sogleich auf und improvisirte wie folgt:

Unser guter, lieber Fritze,
Er war Komiker und Schütze,
Liegt hier in diesem finstern Loch!
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Sie leben alle noch!

Joseph Wagner.

Im Anfang des Monats Juni 1870 starb Joseph Wagner, eines der ersten Mitglieder des Hofburg-Theaters in Wien.

Seine meisterhafte Darstellung des Hamlet, welcher wohl selten einen würdigeren Vertreter gefunden hat und noch finden wird, ist bekannt, nur zu verwundern ist es, daß dieser Mann, der so in den Geist einer so schwierigen Rolle Shakespeare's wie kein Schauspieler eingedrungen war, der langweiligste, schweigsamste Gesellschafter war, den man sich nur denken konnte.

Stundenlang konnte er in der Gesellschaft seiner heiteren Collegen sitzen, ohne nur irgend einen Laut von sich zu geben, ohne auch nur die kleinste Bemerkung zu machen. Geschah dies nun manchmal, so waren die Worte so unbedeutend und so unmotivirt,

daß die wenigen Laute, welche er sprach, Anlaß — wenn auch nicht zum Lachen, so doch zum Lächeln geben mußten.

So hatte er z. B. wieder einmal lange Zeit unter den Inwohnern der grünen Insel — eines von den Hof-Schauspielern und anderen geistreichen Männern gestifteten Vereins — gesessen, und Beckmann hatte eben eine lange, komische Geschichte beendet, als Laroche aufstand und eine wahrhaft ergreifende Scene von einem in Gefahr schwebenden Kinde und dessen Mutter schilderte, die er à la Garrik mit den lebhaftesten Farben malte, so daß eine lange, ernste Pause der Rührung nach Beendigung des Erzählten eintrat. — Da schlägt Wagner, welcher bis jetzt, seit seinem Eintreten keine Sylbe geäußert, auf den Tisch und ruft voller Bewunderung: „Nein, nun sag' ich aber kein Wort mehr!!" Das Gelächter, welches darauf folgte, verscheuchte vollständig die wehmüthigen Empfindungen, denen sich die Mitglieder nach der Laroche'schen Erzählung hingegeben hatten.

Wallner.

Director Wallner, wie schon oben erwähnt, sehr reizbaren Temperaments und in der Aufregung oft nicht bedenkend, was er sprach, giebt eines Tages dem an seinem Theater engagirten, jugendlichen Komiker Zorn eine Liebhaberrolle, die jener mit Entschiedenheit zurückweist, indem er solche Rollen nicht spielen könne.

Wallner jedoch, sehr eigensinnig wie immer, wenn ein Mitglied opponirte, bestand darauf, daß Zorn seines Aussehens wegen den jugendlichen Schwärmer studirte.

Das Stück wurde aufgeführt und Zorn auch richtig, wie er es vorausgesagt, ausgelacht. Als Wallner nun später auf der Bühne an ihm vorüberging, ohne

der Sache zu erwähnen, hielt ihn Zorn fest und machte ihn auf die Richtigkeit seiner früheren Behauptung aufmerksam, worauf ihm Wallner, der früher selbst komische Rollen gespielt hatte, erwiderte: „Warum spielens so, daß die Leut' über Sie lachen müssen, ich hab' früher oft Komödie gespielt, und über mich hat noch kein Mensch gelacht!" Als Komiker stellte er sich da allerdings ein schlechtes Zeugniß aus.

Davison.

Eine höchst originelle Geschichte von dem so berühmten, jetzt so unglücklichen Davison, welche er mir oft selbst zu erzählen pflegte, ist folgende:

Davison, bekannt als ein Mann von unverwüstlichem Humor, trotz seines gewöhnlich so finsteren Aussehens, war, wie eigenthümlicherweise alle Menschen, welche mit jener unschätzbaren Gottesgabe begabt sind, ein großer Thierfreund.

In seinem Hause hatte er einen Kater theilweise selbst herangebildet, welcher sich außer seiner Klugheit noch durch ein ungewöhnliches Embonpoint auszeichnete. Diesen Kater liebte Davison leidenschaftlich, und das Thier durfte, in vielen anständigen Häusern etwas Ungewöhnliches, zum großen Schrecken seiner Gattin, während seiner Anwesenheit durch alle seine

Zimmer, selbst durch die schönsten, seine Promenade machen, respective seinen Vergnügungen nachgehen.

Dies war in Dresden, wo Davison noch jetzt, leider nicht mehr der Alte, sein Domicil hat, und ein guter Sachse, sein Diener, hatte die Fütterung des dicken Hinze zu besorgen, der er sich auch mit großer Vorliebe unterwarf, ja, es schien fast, als ob der Diener noch in weit größerem Grade als sein Herr die Mies verhätschelte.

Davison reiste einst seiner Gattin in's Bad nach und ließ Wohnung, Kater und Diener allein, empfahl auch Letzterem den Peter auf's Dringendste.

Dieser versicherte mit größter Gewissenhaftigkeit, für den Vierbeinigen zu sorgen, und ließ dabei leise den Wunsch vernehmen: „Sähn Se, Herr Davison, das wäre so ä Thier vor mir."

„Warum willst Du die Katze denn als Eigenthum besitzen?" fragte Davison seinen Johann, „da Du doch bei mir wohnst und dieselbe stets um Dich hast?"

„Nu, sähn Se," erwiderte der gemüthliche Sachse, „ich brat mer se!

Helmerding. Döring.

Am 24. Mai 1870, also vor nicht langer Zeit, war im königlichen Schauspielhause eine Wohlthätigkeitsvorstellung, arrangirt von den Mitgliedern der Berliner Presse, für deren Unterstützungsfond.

Gegeben wurde das Spielhagen'sche Schauspiel: „Hans und Grete" und „horribile dictu, Aurora in Oel". Im ersten Stück war Döring, in dem andern Helmerding beschäftigt. Helmerding spielt bekanntlich in dieser ausgelassenen Blödsinnsposse den Modellsteher Peetz, in welcher er besonders mit der Maske desselben brillirt, die er einer bekannten Persönlichkeit, auch einem Modellsteher der Akademie der Künste in Berlin daselbst entnommen, und der sich besonders

durch eine ungewöhnlich hervorstehende Heldennase auszeichnet.

Helmerding's Nase, gerade nicht die kleinste, jedoch ein Kind gegen die des Modells, war nicht ausreichend, und so mußte denn derselbe zu dem sonst so unbeliebten Nasenkitt seine Zuflucht nehmen.

Die Scene ist jetzt das Königliche Schauspielhaus hinter den Coulissen. Döring, wie alle großen Genie's, immer sehr zerstreut, sitzt auf einer Bank an dem Inspicientenplatz nach dem Schluß von Hans und Grete. Helmerding, welcher gleich aufzutreten hat, steht neben ihm in seiner Maske mit der unaussprechlichen Nase und unterhält sich mit Ersterem.

„Aber Helmerding," ruft Döring, „wie können Sie sich denn eine falsche Nase kleben, Sie, der sein Gesicht so sehr in der Gewalt hat, schämen Sie sich nicht? Ich habe das nie gethan!" Die Antwort Helmerdings war, wie wir schon erzählt haben, Vorführung der Ursache, d. h. des in Berlin herumlaufenden Originals.

Als Helmerding von seinem ersten Auftritt zurückkommt, sitzt Döring noch da und hat das Nasenthema noch nicht abgebrochen, denn er erzählt den Anderen, den Ohren Helmerding's sehr vernehmlich:

„Nein, Kinder, seitdem mir mal Einer als Tubal

auf der Bühne die Nase abgestoßen hat, klebe ich mir nie wieder eine auf!!"

Uebrigens hat Döring Helmerding oft versichert, daß er mit großer Vorliebe Possen-Schauspieler geworden wäre und wohl geneigt sei, einmal „seinen Affen Zucker zu geben" und im Wallner-Theater con amore mit ihm des Publikums Zwergfell erschüttern zu helfen.

Helmerding.

Ehe Helmerding zum komischen Fach überging, spielte er bei reisenden Gesellschaften, in Sondershausen, Nordhausen, bei dem intelligenten Director Döbbelin, einem Nachfolger des, namentlich in Schlesien: Liegnitz, Schweidnitz, Glatz berühmten, nur Intriguants und ernste Charakterrollen, und das nicht ohne Glück — er hatte sogar die Kühnheit, in Liegnitz nach dem alten, berühmten August Wohlbrück den Mephistopheles den Liegnitzern vorzuführen, eine Rolle, welche allerdings zu den schwächeren Wohlbrück's zählte.

Mit Vorliebe erwähnt er oft noch jetzt eines Intermezzo's, durch welches seine Leistung als Wurm, in Kabale und Liebe in einem Liebhaber-Theater

Berlins, an welchem er sich vor seinem Eintritt in das Engagement übte, unterbrochen wurde.

„Mit größerem Stolz habe ich in meiner besten Zeit," so erzählt er, „nie die Bretter verlassen, als an dem Abend, an welchem ich mit Louisen, ihr den verhängnißvollen Brief dictirend, auf der Bühne stand, die Feder schneidend, die sogenannte Seele aus derselben an die Erde werfend und den Fuß darauf setzend, und die Worte von einer Putzmacherin auf der Gallerie ganz deutlich vernehmend: ‚So ein Schw . . . hund ist mir doch noch nicht vorgekommen!'"

Der alte Wauer.

Er war ein Künstler aus der guten alten Schule, ein „Leporello", wie ihn das Berliner Theater seit seinem Tode nicht wieder gesehen hat. Herr Krause hat zum Leporello zu viel des Hölzernen. Um das Jahr vierzig wohnte er in Moabit, wo er neben seinem künstlerischen Beruf auch einer „Anstalt für Idioten" vorstand. Seine Gage als Sänger und Schauspieler betrug zu der Zeit achthundert Thaler. Bauen war eine seiner Lieblingsneigungen, wobei er sich aber gewöhnlich „verbaute", und dadurch in Schulden gerieth. Wenn ihn seine Frau besorgt fragte: „Vaterchen, wer soll wieder den Karren aus dem Sumpfe ziehen?" antwortete er mit jovialem Lachen, wobei das ganze, wohlgerundete Bäuchlein

erschütterte: „Ich spanne den Kaiser von Rußland vor.“ — Und er kannte seinen Mann; der Kaiser Nikolaus war sein Gönner. Bald erscholl auch die Kunde, daß der Herrscher aller Russen Berlin besuchen werde. Bei jedem solcher Besuche mußte der „Don Juan“, mit Heinrich Blum in der Titelrolle und Wauer als Leporello aufgeführt werden. In dieser Oper, mit der angeführten Besetzung fand der Kaiser den höchsten Genuß. Kurz vor Beginn der Vorstellung erschien der Intendant, Herr von Küstner, athemlos vor Friedrich Wilhelm III., um Sr. Majestät zu melden, daß kein Leporello für die heutige Vorstellung des Don Juan vorhanden sei.

„Wauer krank?“ fragte der König theilnahmvoll.

„Das nicht, Majestät,“ erwiderte der Intendant, „er ist — “

„Nun, wo — wo ist er —?“ drängte der König in seiner raschen Weise.

„Im Schuldarrest!“ platzte der Intendant heraus.

„Ihn rasch holen!“ befahl der König, „rasch holen! Kaiser will Wauer sehen!“

Der Intendant sagte zögernd: „Ja, Majestät, die Gläubiger lassen aber nicht mit sich handeln, sie wollen die ganze Schuldsumme von 1200 Thalern erst ausgezahlt haben.“

Der König ging einige Male im Zimmer auf und

ab, den Kopf schüttelnd: „Ist viel Geld — aber hilft nichts — Zaar wird übellaunig, wenn Wauer fehlt. — Hier, Anweisung auf 1200 Thaler; aber rasch holen!“

Zwei Stunden darauf sang Wauer im köstlichsten Humor sein bekanntes: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ vor den höchsten Herrschaften.

Im Zwischenakte wurde dem König hinterbracht, daß Wauer selbst seine Gläubiger angefeuert habe, ihn am Tage der angekündigten Don Juan-Vorstellung einstecken zu lassen und nur dann ihn frei zu geben, wenn sie voll bezahlt würden. Nikolaus lachte herzlich über diesen Geniestreich, ließ an Wauer tausend Rubel zahlen und Friedrich Wilhelm, die wirkliche Kleinheit der Gage für so große Leistungen erkennend, erhöhte Wauer's Gehalt von 800 auf 1200 Thaler, so daß der Künstler an seinem Lebens-Abend von „Krokodilen“ und „Heuschrecken“ so ziemlich verschont blieb.

Charlotte Wolter.

Charlotte Wolter, die große Tragödin des Wiener Burgtheaters, begann ihre Künstler-Laufbahn am Victoria-Theater in Berlin. Ihre Darstellungen waren gut, aber ohne Herz und Seele. Es konnte sich Niemand an ihrem Spiel erwärmen. Frau Perrony-Glasbrenner erkannte aber bald, daß bei der Wolter nur die nöthige Ausbildung fehle und ihrem, der Frau Glasbrenner kunstgewandten Unterricht dankt Fräulein Wolter hauptsächlich ihren heutigen, eminenten Ruf. Als „Hermione" in Shakespeare's „Wintermärchen" erwarb sie sich den Namen einer zweiten Krelinger. Bekanntlich erscheint „Hermione" zum Schluß als Statue. Julius Hein, der berühmte Oberregisseur der Berliner Hof-Oper, hatte damals die Regie am Victoria-Theater; er war eben dabei, der Wolter den Faltenwurf als Statue malerisch zu drapiren. Plötzlich schreit die Wolter auf: „Au! Heinrich, Du stichst mich ja!" — „That's weh?" fragte Hein; „das ist mir lieb zu erfahren. Ich wollte nur wissen, ob der Marmor wirklich Empfindung hat."

Laura Schubert.

In der Feerie „der Liebestraum" hatte Laura Schubert die Fee Amorosa zu spielen, eine Rolle, in der sie fast unübertrefflich war. Kurz vor der letzten Verwandlung tritt sie fehl und stürzt in eine Versenkung. Ein Schrei und sie ist verschwunden. Das Publikum blickt entsetzt nach der offenen Versenkung; doch bald tritt der Regisseur vor die Lampen, um zu verkünden, daß Fräulein Schubert außer dem Schreck nur eine unbedeutende Contusion davon getragen habe. Es waren nämlich zu ihrem Glück da unten vier Statisten aufgestellt, die grade aus dem Geisterreich in die materielle Welt spedirt werden sollten und auf deren Köpfe war Fräulein Schubert gefallen. Zwei von diesen Unglücklichen trugen starke Genickverrenkungen davon, denn Fräulein Schubert war und ist noch heute eine in jeder Beziehung gewichtige Künstlerin.

Andern Abends, wieder beim Liebestraum, war das Theater gänzlich ausverkauft und eine Einnahme von achthundert Thalern bereits registrirt. Da läßt Laura plötzlich dem Director melden, sie könne heute nicht spielen; der Fall von gestern wirke heut' erst nach und sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Schon wollte der Director in Eile rothe Zettel drucken lassen; aber der Verfasser des Liebestraum, dem zehn Prozent von der Brutto-Einnahme contractlich zustanden, bat den Director um Aufschub und eilte zu seiner Freundin Laura, die mit verbundenem Kopfe auf dem Sopha lag.

„Aber Laura, Du willst heut nicht spielen? — Weißt Du, daß Du mich um achtzig Thaler Tantième bringst?

„Laß mich zufrieden, ich bin todtkrank!"

„Ich will Dich in einer Sänfte nach dem Theater tragen und das Publikum um Nachsicht bitten lassen."

„Quäle mich nicht, ich komme nicht; alle meine Gelenke sind aus den Schienen.

„Aber der Doctor Höppner meint, wenn Du Dich nur ein wenig anstrengen wolltest, würde es schon gehen."

„Ach, was weiß denn Höppner, wie Einem zu Muthe ist, der in die Versenkung gefallen ist. Wie

man eine Nacht durchfällt, das mag er wissen. Kurz und gut, nicht für tausend Thaler!"

Hier trat die Wirthin, Frau Luqui, an die „Kranke" und sprach, dem Verfasser heimlich zuwinkend, in scheinbar theilnehmendem Tone:

„Wie schade, liebes Fräulein, daß Sie heut nicht spielen können! Der Graf X. schickt eben fünfundzwanzig Thaler, dafür soll ich Blumen kaufen, er selbst hat für sich und seine Freunde zwei Logen genommen, um Sie, nach dem gehabten Unfall —"

„Reinfall!" verbessert Laura, sich rasch aufrichtend.

„Nun ja, Sie mit Aplomb zu empfangen. Der Bediente ist draußen; ich werde also das Geld für die Blumen wieder zurück schicken —"

„Sind wohl verrückt!" schreit Laura, mit beiden Beinen zugleich vom Sopha springend. „Rasch meine Stiefeln, mein Kleid! Besorgen Sie die Blumen. Johann, meine Empfehlung dem Grafen, ich spiele!"

Eine Stunde darauf erschien Laura Schubert als reizende Fee auf der Bühne und wurde mit Blumen und Kränzen überschüttet. Nie hat sie lebendiger gespielt, als an jenem Abend. Man merke sich das Medicament. —

Lina Mayr.

Die „kleine Handschuhmacherin“, die durch ihre Gabriele im „Pariser Leben“ einen so großartigen Ruf erlangt hat, kam eines Tages zu einem Berliner Theater-Schriftsteller und richtete folgende Bitte an ihn:

„Ach hören S’, i hab’ da einen Pagen zu spiel’n in einem neuen Stück, und darin ist ein Couplet, was ich singen soll, das ist so harmlos wienrisch und ohne alle Pointen, so daß i nix draus z’ machen weiß. Haben S’ doch die Güt’ und dichten mir neue, moderne, recht drastische Coupletverse zu der Musik. Wissen S’, i möcht’ so was hab’n von

Bismarck und a bissel was auf die preußischen Lieutnants, die mag i gern hänseln."

Der Schriftsteller, der das neue Stück gar nicht kennt, macht nach der Schablone des Wiener, welches nur von Zigeunern handelt, ein drastisches Berliner Couplet, in welchem, nach Verlangen der Soubrette, der Graf Bismarck und die preußischen Lieutnants tüchtig „gehänselt" werden..

Lina, nachdem sie das Couplet gelesen, klatscht in die Hände und ruft: „Vortrefflich! Damit werd' i einen Applaus machen!" — Vorschriftsmäßig muß sie das Couplet aber dem Director einreichen, der die Erlaubniß zum Vortrag erst zu ertheilen oder zu versagen hat.

Director Deichmann decretirte:

„Das mir eingereichte Couplet ist sehr hübsch und würde gewiß, von Ihnen gesungen, großen Beifall finden. Leider muß ich dennoch zum Vortrag meine Erlaubniß versagen, da das Stück, in welchem Sie den Pagen zu machen haben — im sechszehnten Jahrhundert spielt, also zu einer Zeit, wo Bismarck und die preußischen Lieutnants noch nicht gelebt haben."

Es war nämlich „die Hexe von Boisy."

Lina war untröstlich, daß das dumme Stück nicht

in die letzte Hälfte des XIX. Jahrhunderts zu verlegen war. Durch ihren Vortrag errang sie aber auch mit dem mehr als einfachen Zigeunerliede einen immensen Erfolg und mehrfachen Hervorruf, und ihre Erscheinung in einem rosa seidenen Pagenkleide war so hinreißend, daß sie an jenem Abende die ganze Männerwelt entzückte und alle Frauen eifersüchtig machte.

Heinrich Blum.

Der Komiker Gern und der Sänger Heinrich Blum besuchten eines Abends die weltbekannte und berühmte Weinhandlung von Luther und Wegner, wo Gern schon nach der dritten Flasche über Nebelkeit klagte. Blume, der viel vertragen konnte, lachte ihn aus. Allein, nach dem nächsten Glase stürzte Gern hinaus und gab das Genossene wieder von sich. Er fuhr danach gleich nach Hause und ließ sich schweißtreibenden Thee kochen.

Tags darauf fragt Bader den Blume in derselben Weinhandlung, ob er Gern lange nicht gesehen habe, worauf der Letztere antwortet: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern (alten Gern)

Doch hüt' ich mich, mit ihm zu brechen."

Dies Citat aus „Faust“ rief bei den anwesenden Gästen, die das Ereigniß des vergangenen Abends kannten, großen Jubel hervor, in den Bader, nachdem ihm die Sache klar gemacht worden war, zwergfell-erschütternd mit einstimmte.

Moritz Rott.

Als Rott in Berlin gegen seinen Willen pensionirt worden war, bemerkte ihm ein Bekannter, daß er sich seiner Pensionirung doch freuen möge, denn er sei körperlich sehr angegriffen.

Hier stellte sich Rott in Positur und antwortete in seiner gewöhnlichen theatralischen Manier:

„Lieber Freund! Wenn ich mit dem einen Fuße im Grabe stehe, spiele ich mit dem andern noch Comödie!“

Helmerding's Zampa.

Sei es uns auch von den verehrten Lesern vergönnt, eines Thieres zu gedenken, welches sich auf den die Welt bedeutenden Brettern in seiner Art berühmt gemacht und welchem nicht, trotz Schiller auf dem Gensd'armenmarkt, die Nachwelt das ihm gebührende Monument mit einem Gitter ersetzt hat.

In dem Weyrauch'schen, mit so großem Erfolge gegebenen „Kiselak" war es, wo Zampa, der vierbeinige, stete Begleiter Helmerding's und der Liebling der Collegen des Letzteren, zum ersten Male, als Sultan debütirte. Obwohl er vor diesem Abend, der ersten Vorstellung des Kiselak, die schlüpfrigen Bretter nie betreten, bewegte er sich dennoch mit jener Sicherheit, welche großen Talenten schon von Anbeginn ihrer künstlerischen Laufbahn eigen ist.

Diese Sicherheit wurde nach einigen Vorstellungen eine so große, daß man ihm beim Auftreten mit Helmerding an die Lampen gehen sah, sich gähnend das Publikum betrachtend, sämmtliche Verlockungen aus den unten gelegenen Logen unbeachtet lassend und dann mit größter Naturwahrheit (welche allerdings hin und wieder etwas ausartete), seine Rolle weiterspielend.

Er kannte alle Stichwörter, selbst diejenigen in der Musik, ging auf die Weisung Helmerding's an den Kellner: „Bringen Sie meinen Steuermärker in seine Belletage!" auf den Hinterfüßen demselben entgegen — wurde später von Reusche herausgetragen und ging wieder auf Geheiß in dieselbe Thür ab; bellte auf das musikalische Stichwort hinter der Scene gerade so lange als nöthig war; kam dann ungeheißen während des großen Quodlibets an der richtigen Stelle — keine Note früher oder später — heraus und machte den Kreislauf beim Tanz mit seinem Herrn bis zum Schluß bellend mit.

Wurde gerufeu, so unterließ es Zampa nicht, ebenfalls anschlagenb, mit an die Lampen zu eilen.

Diese Meisterleistung vollführte er auf drei verschiedenen Bühnen, sich durch die veränderte Scenerie nie irre machen lassend: auf der kleinen, alten

Wallner-Bühne, auf dem Sommer-Theater und schließlich auf dem jetzigen neu erbauten über zweihundert Mal.

Die Klugheit dieses Hundes war enorm, so daß sich ein Wiener Journalist veranlaßt fühlte, einen langen Artikel über den kleinen Wachtelhund-Bastard Zampa im dortigen Fremdenblatt los zu lassen.

Zampa war allabendlich im Theater und hatte von Wallner, der ihn — ohne Scherz — immer noch nicht vergessen kann, plein pouvoir sich auf der Bühne oder in einem andern beliebigen Raum des Theaters aufzuhalten.

Zampa mißbrauchte diese ungewöhnliche Erlaubniß, welche Künstlern seiner Abstammung selten gestattet wird, nie, kam auch manchen Abend ohne seinen Herrn pünktlich in das Theater, wenn ihn vielleicht eine etwas weit wohnende Amour aufgehalten hatte, mit Ersterem dorthin zu gehen.

Ging er während der Vorstellung über die Bühne, so geschah dies nicht, wie sich sein Feind der Theaterkater schon öfter erlaubte, bei offener Scene, sondern er wußte ganz genau, wo derjenige Prospect hing, welcher den hinteren Theil des Theaters abschloß, und ging dunn ungesehen „hintenrum“.

Gewöhnlich lag er in der stets offen stehenden

Garderobe seines Herrn und bewachte dieselbe — zog dann Jener seinen Jagdrock in Kiselak an, so folgte er ihm und seiner Pflicht ungeheißen.

Wohl selten erfreute sich ein Thier solcher Zuneigung aller Menschen, wozu wohl auch, außer seinem ungewöhnlichen Benehmen, sein in der That seelenvolles Auge beitrug. Wen der Hund einmal angeblickt, der vergaß es nie.

Wenn man im Sommer den Wallner-Theater-Garten besucht, so wird man neben der großen Broncefigur — die gefesselte Phantasie darstellend — in einem kleinen Akaziengebüsch einen viereckigen Sandstein auf einem Hügel bemerken, auf welchem sich — die weiße Statue Zampa's erhebt. Dort ruht er, hochgeehrt durch dieses Andenken seines Directors und oft betrachtet von seinem Nachfolger, einem kleinen Seidenspitz, der in sein Fach getreten, doch seine Künstlerschaft nie erreichen wird.

Requiescat in pace!

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Verlag
von
Reinhold Schlingmann
Berlin,
Friedrichs-Straße 230.